

M
MOEWIG

TERRA UTOPISCHE ROMANE
Science Fiction

Nr. 67

SONDERBAND



DER HELD DES UNIVERSUMS

Fünf SF-Stories aus naher und ferner Zukunft - eine Auswahl
aus dem Schaffen des erfolgreichen **ROBERT SILVERBERG**

1.- DM

Osterreich S. 7,-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200

Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 67

Der Held des Universums

Fünf SF-Stories
von ROBERT SILVERBERG



MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: NEXT STOP THE STARS
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Heinz Zwack

Ein deutscher Erstdruck

INHALTSVERZEICHNIS:

Die Sternriesen (SLAVES OF THE STAR GIANTS)
Der Held des Universums (BLAZE OF GLORY)
Die Gesänge des Sommers (THE SONGS OF SUMMER)
Zeitspringer (HOPPER)
Der Empath (WARM MAN)

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band 1, – DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1963. – Scan by Brrazo 06/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

Die Sternriesen

(SLAVES OF THE STAR GIANTS)

Dunkelviolette Schatten strichen über den Himmel, und der Wald war häßlich und drohend. Lloyd Harkins lehnte sich an den Stamm eines mächtigen rotbraunen Baumes und sah sich benommen um, bemüht, sich zu orientieren.

Er wußte, daß er in einer anderen Welt war. Aus seiner eigenen Welt war er verschwunden, so plötzlich, daß er nicht einmal das Gefühl des Überganges oder der Bewegung gehabt hatte – nur einfach ein seltsames unterschwelliges Gefühl des Verlustes der Welt, die er kannte und an deren Stelle eine andere getreten war.

Er hörte in der Ferne einen rollenden Donner, der den Boden unter seinen Füßen erzittern ließ und immer lauter wurde. Vögel mit glänzenden zahnbewehrten Schnäbeln und weitausladenden Schwingen kreisten kreischend an dem schattenüberzogenen Himmel, und die Luft war kühl und feuchtigkeitsgesättigt. Harkins umklammerte den Baum, als wäre er die letzte Bastion der Wirklichkeit in einer Welt der Träume.

Aber der Baum bewegte sich.

Er hob sich vom Boden, schwang nach vorne und in die Höhe und zog Harkins mit sich. Das Geräusch des Donners rückte näher. Harkins schloß die Augen, öffnete sie wieder und staunte.

Etwa drei Meter zu seiner Rechten bewegte sich noch ein Baum.

Er legte den Kopf in den Nacken, spähte in den wolken-

verhangenen Himmel und fand die Tatsache, die er nicht wahrhaben wollte, bestätigt. Die Bäume waren keine Bäume!

Es waren Beine!

Die Beine eines unvorstellbar großen Wesens, dessen Kopf sich fünfzehn oder mehr Meter über die Decke des dunklen Waldes hob. Ein Wesen, das begonnen hatte, sich in Bewegung zu setzen.

Harkins klammerte sich verzweifelt an das Bein, um bei den fünf Meter langen Schritten des Kolosses nicht abgeworfen zu werden. Langsam begann die Welt um ihn Gestalt anzunehmen, und er begann die Kontrolle über seinen vor Angst förmlich erstarrten Geist zurückzuerlangen.

Durch das helle Grün der Vegetation konnte er das Wesen sehen, an das er sich klammerte. Es war gigantisch, aber entfernt menschenähnlich und trug eine Art Jackett und Shorts, die etwa acht Meter über Harkins Kopf endeten. Von da an abwärts war eine rotbraune Haut zu sehen, die etwa die Konsistenz von Holz besaß. Harkins konnte sogar weit oben so etwas wie ein Gesicht erkennen – ein Gesicht mit ausgeprägten fremdartigen Zügen.

Er begann sich mit seiner Umgebung auseinanderzusetzen. Es war ein Wald – aber wo? Auf der Erde offenbar – aber auf einer Erde, die vor ihm noch niemand gekannt hatte. Die Himmelshalbkugel über ihm war mit kräftigen dunklen Farben durchsetzt, und die Vögel, die am Himmel kreisten, wirkten wie Wesen aus einem Alptraum.

Die Erde war braun und die Vegetation grün, wenn sich auch alles andere geändert hatte.

„Wo bin ich?“ fragte sich Harkins wieder und wieder.

Er fand keine Antwort. Der Tag hatte ganz normal be-

gonnen. Am frühen Nachmittag, am 21. April 1963, hatte er sich auf dem Weg zu dem Elektronik-Laboratorium in New York City befunden. Und jetzt war er hier, wo auch immer dieses ‚Hier‘ sein mochte.

Sein ‚Träger‘ schritt weiter durch den Wald, offenbar ohne von dem Mann, der sich an seine Wade klammerte, etwas zu bemerken. Harkins Arme begannen bereits zu ermüden, und plötzlich überkam ihn der Gedanke, warum lasse ich eigentlich nicht los? Und das tat er dann auch.

Er trat auf den Boden und blieb flach liegen. Der Boden war warm und roch angenehm nach Wachstum und Fruchtbarkeit, und einen Augenblick klammerte er sich daran, wie er sich vorher an den ‚Baum‘ geklammert hatte. Dann rappelte er sich auf und sah sich hastig nach einem Versteck um.

Aber da war keines. Und eine Hand senkte sich auf ihn herab – rotbraun, riesengroß und mit schimmernden zugespitzten Nägeln bewehrt. Sanft hob die Hand des Riesen Harkins vom Boden ab.

Er empfand Schwindel, als er von der Hand fünfzehn Meter in die Höhe gehoben wurde. Die Hand öffnete sich, und Harkins fand sich auf einer Handfläche von der Größe einer Tischplatte und blickte in ein fremdartiges ovales Gesicht mit tiefliegenden, aber nicht unfreundlichen Augen und einem breiten, fast lippenlosen Mund, in dem dreieckige Zähne blitzten. Das Wesen schien beinahe so etwas wie Mitleid mit Harkins zu empfinden.

„Wer sind Sie?“ fragte Harkins.

Das Lächeln des Wesens wurde breiter und noch melancholischer, aber es gab keine Antwort – nur das Rufen der Waldvögel und der ferne Donner waren zu hören. Harkins

spürte, wie er an die Seite des Riesen heruntergelassen wurde, und dann begann das Wesen seinen Weg durch den Wald wieder fortzusetzen, wobei es niedrige Büsche einfach niedertrat. Harkins, dessen Magen bei jedem Schritt zu revoltieren drohte, saß in der Hand des Riesen, die dieser locker geschlossen hielt.

Nach einem Zeitraum von vielleicht zehn Minuten blieb der Riese stehen. Harkins sah sich überrascht um. Der Donner war jetzt ganz nahe, und man konnte jetzt auch das Dröhnen fallender Bäume hören. Der Riese stand ganz still da, die mächtigen Beine gespreizt, und wartete.

Minuten vergingen – und dann sah Harkins, weshalb der Riese stehengeblieben war.

Auf sie kam eine Maschine zu, die etwa fünf Meter hoch war. Sie hatte grob Menschengestalt, war aber viel kompakter. Ein einhornartiger Vorsprung glitzerte an dem vernickelten Kopf des Roboters, und anstatt auf Beinen bewegte er sich auf breiten Gleisketten.

Der Roboter schob die Bäume, die ihm den Weg versperrten, mit kraftvollen Bewegungen seiner massigen Arme weg, so daß sie nach links und rechts stürzten.

Der Riese blieb reglos stehen und blickte starr auf die häßliche Maschine hinunter, während diese vorbeizog. Der Roboter achtete nicht auf Harkins' ‚Träger‘, sondern wühlte sich weiter durch den Wald, als folgte er einem vorbestimmten Kurs.

Minuten später war er verschwunden – eine Spur entwurzelter Sträucher und Bäume hinter sich lassend. Als der Donner seiner Bewegung in der Ferne verhallte, setzte der Riese seinen Weg durch den Wald fort.

Harkins ließ sich geduldig tragen – er wagte im Augenblick nicht mehr an Flucht zu denken.

Nach einer Weile tauchte eine Lichtung auf, und Harkins entdeckte mit einer Mischung aus Überraschung und Freude eine kleine Ansammlung von Hütten. Mannshohe Hütten, in einem Kreis angelegt – und in ihrer Mitte konnte man winzige Punkte sehen, die Harkins erst nach einigem Hinsehen als Menschen erkannte.

Eine Kolonie?

Ein Gefangenenlager?

Die Leute im Dorf hatten den Riesen erblickt und sammelten sich jetzt in einem Knäuel. Sie gestikulierten und deuteten. Der Riese näherte sich dem Dorf bis auf etwa hundert Meter, blieb dann stehen und setzte Harkins sachte auf den Boden.

Von seiner langen Reise in der Hand des Giganten benommen, taumelte Harkins, stolperte dann und stürzte. Er wartete schon darauf, daß der Riese sich bückte und ihn wieder aufhob, statt dessen drehte er sich um und verschwand wieder in den Wald, ebenso mysteriös wie er gekommen war.

Harkins stand auf. Er sah einige der Leute auf sich zu rennen – wild aussehende Männer und Frauen. Plötzlich wurde ihm klar, daß er sich in der Hand des Riesen vielleicht in größerer Sicherheit befunden hatte ...

2.

Insgesamt waren es sieben. Fünf Männer und zwei Frauen. Diese sieben waren vermutlich die Tapfersten. Die übrigen

blieben zurück und beobachteten ihn aus dem sicheren Schutz ihrer Hütten.

Harkins stand da und wartete auf sie. Als sie näherrückten, hob er die Hand.

„Freund“, sagte er mit lauter Stimme. „Frieden!“

Die Worte schienen ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Die sieben hielten inne und bildeten einen Halbkreis um Harkins. Der größte von ihnen, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit ungepflegtem, langem, schwarzem Haar, massigen Zügen und tiefliegenden Augen, trat vor.

„Woher kommst du, Fremder?“ knurrte er in einer Sprache, die nur noch entfernt an Englisch erinnerte.

Harkins überlegte und beschloß weiterhin nach der Annahme zu handeln, daß sie so wild waren wie sie aussahen. Er deutete auf den Wald. „Von dort.“

„Das wissen wir“, sagte der Mann. „Wir sahen, daß der Sternriese dich brachte. Aber wo ist dein Dorf?“

Harkins zuckte die Achseln. „Weit von hier – auf der anderen Seite des Meeres.“ Die Geschichte war ebensogut wie irgendeine andere, dachte er. Und er wollte erst mehr über diese Leute wissen, ehe er über sich selbst zu reden bereit war.

Eine der Frauen meldete sich zum Wort.

„Was für ein Meer?“ Sie war untersetzt und hatte ein gelbes Gesicht. Sie trug ein zerfetztes schmutziges Kleid. „Hier gibt es keine Meere in der Nähe.“ Sie schob sich näher an Harkins heran und musterte ihn durchdringend. Ihr Atem stank. „Du bist ein *Spion*“, sagte sie anklagend. „Du kommst aus der Tunnelstadt, nicht wahr?“

„Der Sternriese hat ihn gebracht, Elsa“, widersprach die andere Frau ruhig. Sie war hochgewachsen und sah verwegen aus, und bei ihrem langen blonden Haar hatte man den Eindruck, als sei es noch nie geschnitten worden. Sie trug zerschlissene Shorts und zwei Stoffstreifen, mit denen sie ihren Oberkörper bedeckt hatte. „Die Sternriesen sind nicht mit den Stadtbewohnern verbündet“, fügte sie dann hinzu.

„Ruhig“, herrschte sie der Mann an, der zuerst gesprochen hatte. Dann wandte er sich zu Harkins. „Wer bist du?“

„Mein Name ist Lloyd Harkins, und ich komme von weit jenseits des Meeres. Ich weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin, aber der Sternriese“ – das würde wenigstens stimmen – „fand mich und brachte mich hierher.“ Er spreizte die Hände. „Mehr kann ich euch nicht sagen.“

„Äh. Also gut. Lloyd Harkins.“ Der Mann wandte sich zu den anderen sechs um. „Bringen wir ihn um, oder lassen wir ihn leben?“

„Seit wann interessierst du dich für unsere Meinung, Jörn?“ fragte die dicke Frau, die die andere Elsa genannt hatte. „Ich sage, wir sollten ihn umbringen. Er ist aus der Tunnelstadt. Ich weiß es.“

Jorn sah die anderen an. „Was meint ihr?“

„Lassen wir ihn leben“, antworteten zwei junge Männer wie aus einem Munde. „Uns erscheint er harmlos.“

„Mir auch“, meinte ein dritter.

„Mir auch“, erklärte der vierte. „Aber ich sage trotzdem, daß wir ihn umbringen sollten. Elsa hat sich noch selten geirrt.“

Harkins kaute nervös auf seiner Unterlippe herum. Das waren zwei Stimmen für seinen Tod und drei dafür, ihn

leben zu lassen. Jörn sah das mürrisch blickende Mädchen mit dem langen Haar erwartungsvoll an.

„Und deine Meinung, Katha?“

„Laß ihn leben“, sagte sie langsam.

„So sei es denn“, knurrte Jörn. „Ich stimme ebenfalls für ihn. Du kannst bei uns bleiben, Fremder. Aber meine Stimme ist die entscheidende – und wenn ich mich anders entschieße, stirbst du.“

Sie gingen hintereinander auf das Dorf zu. Jörn schritt an der Spitze, Harkins an vorletzter Stelle, gefolgt von dem Mädchen Katha. Die übrigen Dorfbewohner musterten ihn neugierig, als er in den Kreis ihrer Hütten trat.

„Das ist Lloyd Harkins“, sagte Jörn mit lauter Stimme. „Er wird bei uns wohnen.“

Harkins blickte gespannt von einem Gesicht zum anderen. Insgesamt zählte die Bevölkerung des Dorfes vielleicht siebzig Menschen – von Graubärten bis zu kleinen Kindern. Sie schienen wild und seltsamerweise doch gleichzeitig zivilisiert. Das Dorf war eine Mischung aus Primitivität und Kultur.

Die Hütten bestanden aus einer unbekanntem dunkelgrünen Plastiksubstanz – ebenso wie die Kleider der Dorfbewohner. In der Mitte des kleinen freien Platzes, den die Hütten umstanden, brannte ein Lagerfeuer.

Harkins hatte von seiner Position aus einen guten Ausblick auf den Dschungel – der, seiner Dichte nach zu schließen, schon viele Jahre hier stand. Er konnte den ausgetretenen Pfad sehen, den der Sternriese hinterlassen hatte.

Er wandte sich zu Jörn. „Ich bin ein Fremder in diesem Land. Ich weiß nichts von eurer Art zu leben.“

„Du brauchst nur zu wissen, daß ich hier die Befehle gebe“, sagte Jörn. „Höre auf mich, und du wirst keine Schwierigkeiten bekommen.“

„Und wo werde ich bleiben?“

„Hier ist eine Hütte für Unverheiratete“, sagte Jörn. „Sie ist nicht sehr bequem, aber etwas Besseres haben wir nicht.“ Jörns tiefliegende Augen verengten sich. „In diesem Dorf sind übrigens keine ledigen Frauen. Es sei denn, du willst Elsa haben.“ Er warf den Kopf in den Nacken und lachte brüllend.

„Elsa hat ein Auge auf einen der Sternriesen“, sagte jemand spöttisch.

„Was?“ Die dicke Frau, die Harkins inzwischen als Elsa kannte, warf sich mit derartiger Wucht auf den Spötter, daß dieser unter dem unerwarteten Angriff zu Boden ging. Elsa stieg auf seine Brust und begann, seinen Kopf auf den Boden zu schlagen. Jörn zog sie mit einer lässigen Bewegung weg.

„Schone deine Energie, Elsa. Wir werden dich und deine Zaubersprüche brauchen, wenn die Leute aus der Tunnelstadt kommen.“

Harkins runzelte die Stirn. „Diese Tunnelstadt – wo ist sie? Wer lebt dort?“

Jörn drehte sich langsam um. „Entweder bist du ein Dummkopf, oder du bist wirklich neu hier. Die Tunnelstadt ist einer der alten Orte. Unsere Feinde wohnen dort in den Ruinen. Sie machen Krieg gegen uns – und die Sternriesen sehen zu. Das macht ihnen Spaß.“

„Diese Leute aus der Tunnelstadt – sind das Männer wie wir? Ich meine – keine Riesen?“

„Sie sind wie wir. Deshalb kämpfen sie auch gegen uns. Die anderen haben kein Interesse daran.“

„Die anderen ...?“

„Das wirst du schon noch sehen. Hör’ jetzt mit deinen Fragen auf! Es muß Essen besorgt werden.“ Jörn wandte sich zu einem Dorfbewohner mit flachsgelbem Haar. „Zeige Harkins, wo er bleiben soll – und dann zeigst du ihm die Arbeit im Kornfeld.“

Ein Wust von Gedanken und Überlegungen kreiste in Harkins Kopf, als der junge Mann ihn wegführte. Langsam begannen sich die Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Die Dorfbewohner sprachen eine Art von Englisch, die nicht ganz zu Harkins’ Theorie paßte, daß er irgendwie in die Vergangenheit zurückversetzt worden war. Die andere Möglichkeit, so schwer es auch fiel, sich mit ihr abzufinden, war ganz eindeutig: er befand sich in der Zukunft, in einer seltsam veränderten Welt.

Die Sternriesen – woher stammten sie? Jörn hatte gesagt, die sähen zu, wenn die beiden Dorfgemeinschaften gegeneinander kämpften. Das machte ihnen Spaß, hatte er gesagt. Das deutete darauf hin, daß die Riesen die herrschende Macht in der Welt waren. Waren es Menschen? Oder Eindringlinge von einem anderen Planeten ...?

Diese Fragen würden noch auf die Antwort warten müssen, Jörn kannte diese Antwort entweder nicht oder wollte zumindest nicht, daß Harkins sie erfuhr.

Der Roboter im Wald blieb ebenfalls unerklärlich. Der Sternriese hatte ihm freilich durchaus gesunden Respekt erwiesen.

Der Stamm hier – Jörn führte das Kommando, und je-

dermann schien sich seiner Autorität zu beugen. Eine recht primitive Sozialordnung, dachte Harkins. Das deutete auf einen ziemlich vollständigen Zusammenbruch der Zivilisation zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit. Die einzelnen Bruchstücke fügten sich aneinander, aber es gab noch Lücken.

Die Tunnelstadt war die Heimat des verhaßten Feindes. ‚Einer der alten Orte‘, hatte Jörn gesagt. Die Feinde wohnten in den Ruinen. Das war ganz klar. Aber welche Rolle spielten diese ‚anderen‘ ...?

Harkins schüttelte den Kopf. Es war eine seltsame und verwirrende Welt, und vermutlich würde er um so gefahrloser leben, je weniger Fragen er stellte.

„Hier ist unsere Hütte“, sagte der Dorfbewohner. Er deutete auf ein langes niedriges Bauwerk. „Hier wohnen die ledigen Männer. Du kannst dir jedes Bett nehmen, auf dem keine Kleider liegen.“

„Danke“, antwortete Harkins. Er bückte sich, um eintreten zu können. Das Innere der Hütte war kahl und roh, und auf dem Boden lagen eine Anzahl Strohschütten regellos herum. Er wählte eine davon aus, die einigermaßen sauber schien und legte sein Jackett darauf. „Das ist meine“, sagte er.

Der andere nickte. „Und jetzt zum Kornfeld.“ Er deutete auf eine Lichtung hinter dem Dorf.

Harkins verbrachte den Rest des Nachmittags mit Feldarbeit, wobei er bewußt seine ganze Energie einsetzte und sich bemühte, so wenig wie möglich zu denken. Als die Nacht herannahte, war er völlig erschöpft. Die Männer kehrten ins Dorf zurück, wo die Frauen ein einfaches, aber sättigendes Gemeinschaftsabendessen zubereiteten.

Ein einfaches Leben, dachte Harkins. Feldarbeit, Nahrungssuche und gelegentlich Streitigkeiten zwischen den Stämmen.

Es war nicht gerade eine schwindelnde Höhe, die diese entfernten Nachkommen seiner selbst erstiegen hatten, überlegte er. Aber irgend etwas stimmte nicht an diesem Bild. Der Zusammenbruch mußte erst in allerletzter Zeit erfolgt sein, daß sie noch auf dieser tiefen Kulturstufe standen – aber die Vegetationsdichte im Urwald deutete darauf hin, daß schon viele Jahrhunderte verstrichen waren, seitdem diese Region zuletzt bevölkert gewesen war. Seine logische Kette hatte hier eine Lücke, erkannte Harkins, und er konnte sie nicht finden.

Die Nacht kam. Es war Vollmond, und er blickte sehnsüchtig zu dem pockennarbigem Gesicht des alten Begleiters der Erde hinauf. Er empfand ein seltsames Gefühl der Sehnsucht und des Heimwehs nach der überfüllten geschäftigen Welt, von der er entführt worden war.

Er sah die Dorfbewohner an, die mit vollen Bäuchen müde am Boden herumlagen. Jemand sang ein melodieloses Lied. Neben ihm war lautes Schnarchen zu hören. Jörn stand aufgerichtet da, und seine Silhouette zeichnete sich vor dem mond hellen Horizont ab. Er spähte hinaus, als erwarte er einen plötzlichen Angriff. In der Ferne war das dröhnende Geräusch eines Roboters – oder vielleicht auch eines Sternriesen – zu hören, der sich seinen Weg durch das Unterholz bahnte.

Plötzlich wandte Jörn sich um. „Zeit zum Schlafen“, herrschte er die anderen an. „In die Hütten mit euch!“

Er stieß die Schlummernden mit den Füßen an und schob die Frauen vom Feuer weg.

Er ist tatsächlich der Boss hier, dachte Harkins und betrachtete Jörns mächtige Muskelstränge mit einiger Bewunderung. Er würde gut daran tun, diesem Mann nicht in die Quere zu kommen, solange er im Dorf war, dachte er.

Später lag Harkins auf seiner Strohschütte und versuchte zu schlafen. Es erwies sich als unmöglich. Das helle Mondlicht strömte zur offenen Hüttentür herein – und außerdem war er viel zu aufgeregt, um einschlafen zu können. Er hob den Kopf etwas und sah sich um. Die sechs Männer, mit denen er die Hütte teilte, schliefen fest nach der schweren Arbeit des Tages.

Sie fühlten sich sicher, dachte er – die Sicherheit des Unwissens. Die Geräusche der Nacht von draußen störten ihn, das unterdrückte Dröhnen und Stampfen im Wald weckte seltsame Ängste in ihm. Das war keine Welt für einen nervösen Menschen.

Er schloß die Augen und legte sich wieder zurück. Das Bild des Sternriesen schwebte vor seinem geistigen Auge – zuerst der Sternriese als Baum, dann das ganze Wesen und schließlich sein eigenartig gütiges, melancholisches Gesicht.

Er fragte sich, ob der Riese, der ihn heute getragen hatte, sich wohl dessen bewußt gewesen war, daß er ein intelligentes Wesen getragen hatte – oder ob er ihn nur für irgendein zweibeiniges Waldtier gehalten hatte, das zu klein war, um irgendeines Gedankens wert zu sein.

Und dann verfolgte ihn das Bild des Roboters – jenes seltsame Wesen mit dem kugelförmigen Kopf, das, irgendeinem unerklärlichen Befehl folgend, durch den Wald gestampft war.

Und dann berührte ihn plötzlich etwas ganz sacht am Arm. Er ruckte hoch und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er geschlafen hatte.

„Leise“, sagte eine weiche Stimme an seinem Ohr.

Katha.

Sie kauerte neben seiner Strohschütte und blickte auf ihn hinab. Er fragte sich, wielange sie schon hiergewesen war. Ihr langes Haar strömte ihr über die Schultern, und ihre Nüstern bebten erregt, als Harkins sie fragend ansah.

„Was tust du hier?“

„Komm' hinaus“, sagte sie. „Wir wollen die anderen nicht aufwecken.“

Harkins ließ sich von ihr hinausführen. Das Mondlicht erhellte das ganze Dorf. Drüben vom Wald her drangen die Geräusche einer wilden Natur herüber.

„Jörn ist mit Neila zusammen“, sagte Katha verbittert. „Sonst bin ich Jörns Mädchen – aber heute hat er sich gar nicht um mich gekümmert.“

Harkins runzelte die Stirn. So müde er war, wußte er doch sofort, worauf diese Situation abzielte, und sie gefiel ihm ganz und gar nicht. Katha wollte ihn dazu benutzen, sich an Jörn zu rächen.

Sie schob sich näher an ihn und schmiegte sich an ihn. Unwillkürlich legte sich seine Hand auf ihre Schulter – dann zog er sie zurück. Ganz gleich, was auch Kathas Motiv sein mochte, Jörn würde ihn vermutlich auf der Stelle töten, wenn er von diesem Besuch erfuhr. Und Harkins war auf Jörns guten Willen angewiesen. Er schob Katha sachte von sich.

„Nein“, sagte er. „Du gehörst Jörn.“

Ihre Nüstern weiteten sich. „Ich gehöre niemand!“ flüsterte sie. Sie kam wieder näher. Jetzt war in einer Hütte in der Nähe ein Geräusch zu hören.

„Geh’ schlafen“, sagte Harkins ängstlich. „Wenn Jörn uns findet, tötet er uns beide.“

„Jörn ist mit Neila zusammen – aber er würde mich außerdem auch nicht umbringen. Hast du Angst vor Jörn, Fremder?“

„Nein“, log Harkins. „Ich ...“

„Du redest wie ein Feigling.“ Wieder tastete ihre Hand nach ihm, und diesmal schob er sie unsanft von sich. Sie schlug ihm ins Gesicht. Dann legte sie die Hand an den Mund und schrie: „Hilfe!“

Auf ihren Schrei hin schob Harkins sich an ihr vorbei und versuchte seine Hütte wieder zu erreichen, aber es war schon zu spät. Das ganze Dorf schien im selben Augenblick zu erwachen, und ehe ihm voll bewußt wurde, was geschah, spürte er einen harten Griff im Nacken.

„Ihr anderen geht wieder schlafen.“ Es war Jörns Stimme, laut und befehlsgewohnt, und im nächsten Augenblick war der Platz wieder leer – mit Ausnahme von Katha, Harkins und Jörn.

Der ‚Häuptling‘ hielt Harkins mit einer Hand am Hals und eine wild um sich schlagende Katha in der anderen.

„Er hat mich angegriffen“, beschuldigte ihn Katha.

„Das ist gelogen.“

„Ruhe, ihr beiden!“ Jörns Stimme peitschte wie ein Schuß. Er ließ Katha los und warf sie auf den Boden, wo sie demütig liegenblieb. Sein Griff an Harkins’ Hals wurde stärker.

„Was war los?“ wollte Jörn wissen.

„Soll sie es doch sagen“, antwortete Harkins.

„Was sie sagt, interessiert mich nicht. Ich will die Wahrheit hören.“

„Er kam in meine Hütte und griff mich an“, rief Katha.

Jörn brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. „Sie ist zu dir gekommen, nicht wahr, Harkins?“

Harkins nickte. „Ja.“

„Das habe ich mir schon gedacht. Ich habe es sogar erwartet. Das ist nicht das erste Mal.“ Er ließ Harkins los und gab Katha durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie aufstehen sollte. „Du wirst weggehen müssen“, erklärte Jörn.

„Aber ...“

„Es ist nicht deine Schuld“, sagte Jörn. „Aber du mußt gehen. Katha würde sonst keine Ruhe geben. Gehe jetzt – und wenn du dich wieder hier sehen läßt, werde ich dich toten müssen.“

Jörns Worte trafen Harkins wie ein Schock. Nichts fürchtete er so sehr, als aus der einen Zuflucht, die er bis jetzt in dieser fremdartigen und unfreundlichen Welt gefunden hatte, wieder ausgestoßen zu werden. Er sah Katha an, die ihn haßvoll musterte. Er begann, sich über die Ungerechtigkeit des anderen zu ärgern.

Jörn wandte sich zu Katha. „Deine Strafe wird später kommen!“

Sie beugte ihren Kopf und blickte dann auf. Harkins stellte erstaunt fest, daß in ihren Augen unverkennbare Liebe für Jörn geschrieben stand.

Jörn deutete auf den Wald. „Verschwinde!“

„Jetzt gleich?“

„Jetzt“, sagte Jörn. „Am Morgen darfst du nicht mehr hier sein. Ich hätte gleich nicht erlauben dürfen, daß du hier bleibst.“

3.

Das Glück schien ihm im Augenblick alles andere als wohlgesinnt zu sein, dachte Harkins, als er am Waldrand stand. Es war wirklich eine Ironie des Schicksals, ihn zuerst mit einer Art von Zivilisation in Verbindung zu bringen und ihn dann wieder in die Unsicherheit des Waldes hinauszustoßen.

Es begann zu dämmern. Er hatte den Großteil der Nacht damit verbracht, auf der Lichtung auf- und abzugehen, um den gefürchteten Augenblick so weit wie möglich hinauszuschieben, wo er wieder in den Wald eindringen mußte. Er hatte nicht die geringste Lust, das zu tun, solange es noch dunkel war, wenn er auch wußte, daß es mindestens ebenso gefährlich war, nach Tagesanbruch in der Nähe des Dorfes gefunden zu werden.

Er zog sich an den Rand der Lichtung zurück und wartete.

Eine Zeitlang hatte man Schläge gehört, die von Jörns Hütte herüberhallten, dann war es ruhig geworden.

Jörn hatte richtig gehandelt, indem er ihn ausstieß, gab Harkins zu. In einer Stammesordnung von dieser Art mußte die Autorität des Häuptlings unter allen Umständen gewahrt werden, und jedermann, der auch nur im entferntesten Anstalten machte, ihm eben diese Autorität streitig zu

machen, selbst gegen seinen Willen, so wie Harkins, mußte ausgestoßen werden.

Nur – es würde nicht gerade ein Vergnügen sein, allein mit dieser wilden Welt fertig zu werden ...

Als die ersten schwachen Strahlen der Sonne den Horizont zu erhellen begannen, ging Harkins in den Wald. Beinahe im gleichen Augenblick veränderte sich die Luft, es wurde kühler und feuchter. Der dichte Vegetationsvorhang, der wie ein Dach über dem Wald lag, ließ kaum das Sonnenlicht eindringen. Harkins schritt vorsichtig aus und folgte dem niedergetretenen Pfad, den der Sternriese hinterlassen hatte.

Irgendwo in der Nähe mußte die Tunnelstadt sein. Das stand fest, denn in einer nicht-technisierten Gesellschaft wie dieser hier war es unmöglich, über eine größere Entfernung hinweg Krieg zu führen. Und die Tunnelstadt, was auch immer das sein mochte, war bewohnt. Er hoffte nur, daß er sie fand, ehe er im Dschungel auf irgendwelche Gefahren stieß. Als Ausgestoßener aus Jörns Gruppe würde er vermutlich dort Zuflucht finden.

Plötzlich war vor ihm das Geräusch von zerbrechendem Holz zu hören. Er preßte sich an einen moosbedeckten Felsen und spähte in die Ferne.

Über den Bäumen war der rotbraune Kopf eines Sternriesen zu sehen, der durch den Wald schritt. Harkins spielte einen Augenblick mit dem Gedanken, auf den Riesen zuzugehen, überlegte es sich dann aber anders und schlug einen Bogen. Der Sternriese hatte ihn einmal leben lassen, aber er wußte nicht, wie es beim nächsten Zusammentreffen sein würde.

Außerdem hatte er in dieser Beziehung ohnehin keine Wahl, denn der Riese entfernte sich schnell von ihm, wobei er mit jedem Schritt wenigstens zwölf Meter zurücklegte.

Harkins sah dem riesigen Wesen nach, bis es ihm aus den Augen entschwand und folgte dann seiner Spur. Vielleicht führte sie sogar zu der Tunnelstadt, dachte er – vielleicht aber auch nicht. Im Augenblick hatte er nur wenig zu verlieren, ganz egal, welchen Weg er einschlug.

Aber er hatte sich geirrt – der andere Weg wäre vielleicht gefahrlos gewesen, dieser hier wurde ihm von einem fleischgewordenen Alptraum versperrt.

Plötzlich tauchte ‚es‘ vor ihm auf. Seine sechs Beine waren gegen zwei dünne Bäume gespreizt. Das Wesen besaß ein Paar zähnefletschender Mäuler. Rasiermesserscharfe Zähne glitzerten im grünlichen Zwielight des Waldes.

Harkins erstarrte förmlich in seiner Bewegung. Er war unfähig, sich umzudrehen und davonzulaufen, brachte es aber auch nicht fertig, einfach die Offensive zu ergreifen. Das Heulen des Scheusals wurde immer schriller ...

Und dann begann es sich vorwärtszubewegen. Harkins spürte, wie ihm der Schweiß über den Rücken lief. Das Tier hatte einen weißen Pelz und glich in etwa einem Wolf – und es war sichtlich hungrig. Harkins zog sich schrittweise zurück, während die Bestie sich zum Sprung anschickte.

Ohne bewußt zu denken, tastete Harkins nach einem abgestorbenen Baum hinter sich und riß an einem der Äste. Er brach ab und überschüttete ihn mit morscher Borke. Als das Monstrum sprang, wirbelte er die provisorische Keule nach Art eines Baseballschlägers um sich.

Sie krachte in das weitaufgerissene Maul des einen Kop-

fes der Bestie, und die Zähne splitterten an dem trockenen Holz. Harkins sprang mit einem Satz vor und zwängte den Ast zwischen die Kinnladen des zweiten Kopfes, so daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Das Tier versuchte Harkins mit seinen Krallen zu erreichen, aber dazu waren die Vorderbeine zu kurz.

Die Partie war unentschieden. Harkins hielt das Tier auf Armeslänge von sich. Es knurrte und zischte, war jedoch nicht imstande, ihn zu erreichen. Er wagte nicht, die Keule loszulassen, aber er wußte natürlich, daß seine Kräfte nicht ewig ausreichen würden.

Langsam drängte das Tier ihn nach rückwärts. Harkins spürte, wie seine Oberarmmuskeln von der ungewohnten Anstrengung zu erlahmen drohten. Er schob nach vorne, und die Bestie heulte vor Schmerz auf. Die Zähne des zweiten Kopfes schnappten wütend.

Über sich hörte Harkins fremdartige Vogelschreie, und als er aufblickte, sah er ein paar große Vögel mit bunten Schnäbeln geduldig auf einem Ast warten. Er hatte noch nie solche Vögel gesehen, wußte aber sehr wohl, welche Funktion sie in diesem Wald erfüllten. Es waren Geier, die nur darauf warteten, daß der Kampf sich entschied.

Und das würde bald der Fall sein. Harkins würde die wütende Bestie nicht mehr lange zurückhalten können. Seine Finger zitterten schon, und bald würde ihm der Ast entfallen. Und dann ...

Eine blitzende metallische Hand griff plötzlich von irgendwo über ihm herunter, und im gleichen Augenblick ließ der Druck nach. Zu seiner grenzenlosen Verblüffung sah Harkins zu, wie die Hand das Tier in die Höhe zog.

Er folgte ihm mit den Augen. Über ihnen stand ein Roboter und betrachtete die wilde Bestie, die er in der Hand hielt. Harkins blinzelte. Er war so mit dem Tier beschäftigt gewesen, daß er das Kommen des Roboters gar nicht wahrgenommen hatte.

Der Roboter packte das Tier an seinen beiden Hälsen und drückte. Dann warf er den noch zuckenden Kadaver in das Gebüsch, wo er noch ein paar Augenblicke um sich schlug, ehe er erschlaffte – und dann setzte der Roboter seinen Weg durch den Wald fort, während die „Geier“ von ihrem Ast herunterschwebten und sich ihrer Beute annahmen.

Harkins sank auf einen bemoosten Baumstumpf und atmete ein paarmal tief ein und aus. Sein überbeanspruchter Arm zitterte so stark, daß er nicht imstande war, ihn wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Es war gerade, als wäre der Roboter mit dem Auftrag ausgeschickt worden, das Raubtier zu töten – und dann nach getaner Arbeit wieder zu seinem Stützpunkt zurückgekehrt, ohne sich weiter für Harkins zu interessieren.

Ich bin nur eine Schachfigur, dachte er plötzlich. Der Gedanke traf ihn wie ein körperlicher Schlag. Das war es: eine Schachfigur!

Er wurde hin- und hergeschoben wie eine Figur auf dem Brett. Man hatte ihn aus seiner eigenen Zeitepoche herausgerissen, ihn in Jörns Dorf geworfen, ausgestoßen und ihn von einer tödlichen Gefahr in die andere geschoben.

Es war ein beunruhigender Gedanke, der ihn für ein paar Minuten seiner ganzen Kraft beraubte. Er war sich seiner eigenen Schwächen sehr wohl bewußt, hatte sich aber bis-

her doch immer als den Herrn seines eigenen Geschickes betrachtet. Aber das war er nicht.

Also gut – und wie geht es von hier aus weiter? dachte er.

Keine Antwort bot sich ihm an. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß sein Spieler – also das Wesen, das die ‚Figur‘ auf dem ‚Brett‘ bewegte, im Augenblick wohl anderweitig beschäftigt war. Er stand auf und begann tiefer in den Wald einzudringen.

Diesmal schritt er sehr vorsichtig aus und achtete bei jedem Schritt darauf, ob nicht hinter dem nächsten Baum wieder eine verhängnisvolle Überraschung seiner harrete. Diesmal war möglicherweise kein helfender Roboter zur Stelle, dachte er.

Jetzt schien der Wald wieder ganz ruhig. Harkins war schon eine ziemliche Strecke von Jörns Dorf entfernt und drang doch noch bei jedem Schritt tiefer in den Wald ein. Es begann schon Nachmittag zu werden, und er fing an zu ermüden.

Er kam an eine sprudelnde Quelle und ließ sich erleichtert daneben nieder. Das Wasser sah frisch und klar aus, und er tauchte die Hand hinein. Allein die erfrischende Kühle der Quelle war eine Labsal.

Dann schöpfte er mit beiden Händen Wasser und führte es zögernd an die Lippen.

„Trink nur“, sagte eine trockene Stimme plötzlich. „Das Wasser ist gut.“

Harkins sprang wie von einer Feder geschnellt in die Höhe. „Wer hat da geredet?“

„Ich.“

Er sah sich um. „Ich sehe niemand. Wo bist du?“

„Hier oben auf dem Felsen“, sagte die Stimme. „Hierher mußt du sehen.“

Harkins drehte sich in Richtung zu der Stimme – und sah den Mann, der gesprochen hatte. „Wer – was bist du?“

„Die Menschen nennen mich den Wächter“, kam die ruhige Antwort.

Der Wächter saß auf dem mächtigen Felsen, durch dessen Spalte das kleine Fließchen plätscherte. Harkins sah einen Mann, oder etwas einem Manne Ähnliches mit grau-grüner, großporiger Haut, blassen glasigen Augen und winzigen Armen. Sein Mund war groß und zog sich jetzt zu einer Grimasse zusammen, die vermutlich als freundliches Lächeln gedacht war.

Harkins trat einen Schritt zurück. Sein Erstaunen war ihm deutlich anzumerken.

„Ich bin nicht hübsch“, sagte der Wächter. „Aber du brauchst nicht davonzulaufen. Ich tue dir nichts zuleide. Nur zu – trink, und dann können wir uns unterhalten.“

„Nein“, sagte Harkins etwas besorgt. „Wer bist du denn überhaupt? Was tust du hier?“

Die dicken Lippen des anderen verzogen sich zu einem geringschätzigen Lächeln. „Was *ich* hier tue? Ich bin jetzt schon seit zweitausend Jahren hier. Ich könnte *dich* fragen, was *du* hier tust,“

„Ich – ich weiß nicht“, sagte Harkins.

„Ich weiß, daß du das nicht weißt“, spottete der Wächter. Er kicherte, und sein gelblicher Bauch schlotterte dabei. „Natürlich weißt du das nicht – wie solltest du auch?“

„Ich mag Rätsel nicht“, sagte Harkins. Er ärgerte sich

und empfand die eigenartige Unwirklichkeit der Unterhaltung. „Was bist du?“

„Ich war einmal ein Mann.“ Plötzlich klang die Stimme nicht mehr spottend. „Meine Eltern waren Menschen. Ich – bin das nicht.“

„Eltern?“

„Vor Tausenden von Jahren. In den Tagen vor dem Krieg. Ehe die Sternriesen kamen.“ Der breite Mund des anderen verzog sich. „In der Welt, die einmal war – der Welt, aus der man dich herausgeholt hat, du Ärmster.“

„Was weißt du von mir?“ wollte Harkins wissen.

„Viel zuviel“, sagte der Wächter müde. „Trink zuerst, dann will ich es dir erklären.“

Harkins Kehle fühlte sich an, als hätte man sie mit Sandpapier abgerieben. Er kniete nieder und trank. Schließlich stand er wieder auf. Der Wächter hatte sich nicht von der Stelle bewegt, er saß immer noch auf dem Felsen, die winzigen nutzlosen Arme gefaltet, als wollte er damit die menschliche Haltung parodieren.

„Setz dich“, sagte der Wächter. „Ich muß dir eine Geschichte erzählen, die zweitausend Jahre umfaßt.“

Harkins nahm auf einem Stein Platz und lehnte sich gegen einen Baumstumpf. Der Wächter fing zu reden an.

Die Geschichte begann in Harkins' eigener Zeit, oder kurz nachher. Der Wächter schilderte die Geschichte der Zivilisation, die sich in den ersten Jahrhunderten des dritten Jahrtausends entwickelt hatte, berichtete vom Wachsen der unterirdischen Städte und dem Volk, das die Roboter gebaut hatte, die noch heute durch die Wälder streiften.

Es hatte Krieg gegeben, der diese Gesellschaft völlig vernichtet hatte, abgesehen von einigen wenigen Gruppen von Überlebenden.

Auch einige Städte hatten den Krieg überstanden, aber die Menschen, die die Robotgehirne gelenkt hatten, waren nicht mehr, und die Roboter fuhren fort, die Pflichten zu erfüllen, die ihnen zuletzt übertragen worden waren. Die unterirdischen Städte waren von nun an tabu, wenn auch wilde Gruppen von Menschen über ihnen lebten, die jedoch nie in die ‚Unterwelt‘ einzudringen wagten.

Tief unten in den Gängen und Tunnels der Toten lebten die mutierten Abkommen der Städtebauer. Die ‚anderen‘, jene, von denen auch Jörn gesprochen hatte. Die meisten von ihnen lebten in den Städten, einige wenige auch in den Wäldern.

„Ich bin einer von diesen“, sagte der Wächter. „Ich habe mich seit dem Jahr, in dem die Sternriesen kamen, nicht von dieser Stelle bewegt.“

„Die Sternriesen“, sagte Harkins. „Wer ist das?“

Die schmalen Schultern des anderen zuckten. „Sie kamen von den Sternen, lange nachdem wir uns selbst vernichtet hatten. Sie leben hier und beobachten die Überlebenden mit großer Wißbegierde. Sie spielen mit den Stämmen, bringen sie in Konflikt miteinander und studieren die Ergebnisse mit großem Interesse. Aus irgendeinem Grunde belästigen sie mich nicht. Sie scheinen nie hier vorbeizukommen.“

„Und die Roboter?“

„Die werden bis ans Ende aller Zeiten so bleiben, wie sie

jetzt sind. Nichts kann sie zerstören, nichts kann sie von ihrer einmal übernommenen Aufgabe abbringen – und nichts kann ihnen befehlen.“

Harkins lehnte sich vor. Der Wächter hatte ihm all seine unausgesprochenen Fragen beantwortet – mit einer Ausnahme.

„Weshalb bin ich hier?“ fragte er.

„Du?“ Der Mutant lachte. „Du bist der Zufallsfaktor. Es würde das ganze Spiel zerstören, dir zu viel zu sagen – aber eines will ich dir noch sagen: *Du kannst nach Hause zurück, wenn es dir gelingt, die Roboter unter deine Kontrolle zu bringen.*“

„Was? Wie?“

„Das mußt du selbst herausbekommen“, sagte der Wächter. „Ich werde, blind wie ich bin, nach dir sehen – aber ich werde dir nicht mehr helfen, als ich schon getan habe.“

Harkins lächelte und sagte: „Und was ist, wenn ich dich zwingen, es mir zu sagen?“

„Wie würdest du das anstellen?“ Wieder zogen sich die weißen Lippen zusammen. „Wie könntest du mich zwingen, etwas zu tun, was ich nicht will?“

„So zum Beispiel“, sagte Harkins in plötzlich erwachender Wut.

Er zerrte den Stein, auf dem er saß, aus dem Boden und stemmte ihn in die Höhe.

Nein.

Es war ein stummer Befehl. Der Stein fiel aus Harkins plötzlich kraftlosen Händen und plumpste auf den Boden. Harkins sah auf seine Finger.

„Kannst du mich also zwingen?“ wiederholte der Wächter ruhig.

„N-nein“, antwortete Harkins zögernd.

„Gut. Erkenntnis der eigenen Schwäche ist der erste Schritt zur Stärke. Du sollst wissen, daß ich dich absichtlich hierhergebracht habe, daß du während dieser ganzen Unterhaltung nicht aus freiem Willen gehandelt hast und daß ich durchaus imstande bin, deine zukünftigen Handlungen zu bestimmen, wenn ich das für nötig befinde. Aber ich habe eigentlich keine besondere Lust, mich einzumischen.“

„Dann bist *du* der Schachspieler!“ sagte Harkins mit anklagender Stimme.

„Nur einer von ihnen“, meinte der Mutant. „Und der unwichtigste von allen.“ Er entfaltete seine jämmerlichen Arme. „Ich habe dich aus keinem anderen Grunde zu mir geholt als um der Abwechslung willen – und jetzt langweilst du mich. Es ist Zeit für dich zu gehen.“

„Wohin?“

„Das Nervenzentrum der ganzen Situation ist in Tunnelstadt“, sagte der Wächter. „Du mußt auf deinem Weg nach Hause dort durchkommen. Laß mich jetzt allein.“

Ohne auf einen zweiten Befehl zu warten, erhob sich Harkins und ging weg. Nach vielleicht zehn Schritten blieb er stehen und sah sich um. Der Wächter hielt seine Arme wieder über der Brust verschränkt.

„Geh’ nur weiter“, sagte der Mutant. „Du hast deinen Zweck erfüllt.“

Harkins nickte und ging weiter. *Ich bin immer noch eine Schachfigur*, dachte er bitter. *Aber wessen Figur?*

4.

Nachdem er eine ziemliche Strecke zwischen sich und den Wächter gebracht hatte, blieb Harkins neben einem mächtigen Baum stehen und versuchte, die neuen Tatsachen in sich aufzunehmen.

Es ging also um ein Spiel zwischen Mächten, die so ungeheuer waren, daß sie sein Vorstellungsvermögen überstiegen. Aus ihm unbekanntem Gründen war er in dieses Spiel hineingezogen worden, und der einzige Ausweg für ihn führte – wenn der Wächter die Wahrheit gesagt hatte – durch die Tunnelstadt.

Er hatte keine Ahnung, wo diese Stadt war, noch wußte er, was er dort finden sollte. *Du kannst nach Hause zurück, wenn es dir gelingt, die Roboter unter deine Kontrolle zu bringen*, hatte der Wächter gesagt. Und dann hatte der seltsame Mutant angedeutet, daß die Tunnelstadt das Kontrollzentrum der Roboter war. Aber gleichzeitig hatte er auch gesagt, daß niemand den Robotern etwas befehlen könnte.

Harkins lächelte. Es mußte einen Weg für ihn geben, dort hinzukommen. Jetzt war die Zeit für ihn gekommen, seinerseits etwas Aktivität zu entwickeln. Er war lange genug eine Marionette gewesen, von jetzt an würde er selbst an den Fäden ziehen.

Er blickte auf. Die Schatten des späten Nachmittags begannen zu fallen, und der Himmel hatte sich verdunkelt. Er würde sich beeilen müssen, wenn er noch vor Einbruch der Nacht hinkommen wollte. Er begann seine eigenen Spuren

zurückzuverfolgen und wieder den ausgetretenen Pfad zu Jörns Dorf zurückzugehen.

Er kam ziemlich schnell von der Stelle und legte seinen Weg teilweise laufend zurück. Hin und wieder sah er den kahlen Schädel eines Sternriesen zwischen den Baumwipfeln aufragen, aber die Fremden achteten nicht auf ihn. Einmal hörte er das Stampfen eines Roboters im Unterholz.

Seltsame Mächte waren hier am Spiel. Die Sternriesen – wer waren sie? Was wollten sie auf der Erde – und welche Rolle spielten sie in dem Drama, das sich jetzt entfaltete? Sie schienen losgelöst von allem menschlichen Streben, ebensowenig am Gang der irdischen Dinge interessiert wie die Roboter, die sich sinnlos durch den Wald bewegten. Und doch wußte Harkins, daß das nicht stimmte.

Die Roboter interessierten ihn vom rein philosophischen Standpunkt aus. Sie repräsentierten Kraft – unaufhaltsame, unkontrollierbare Kraft, gebunden an ein schon lange vergessenes, vor Generationen aufgestelltes Programm.

Warum aber hatte der Roboter ihn vor der Bestie gerettet? fragte sich Harkins.

Und dann tauchte das Dorf vor ihm auf – ein dunkler, an den Boden geduckter Klumpen von Hütten, die man durch das dichte Blattwerk der Bäume kaum erkennen konnte. Harkins verlangsamte seine Schritte, als er näher trat.

Es war noch ziemlich früh am Abend, und die Dorfbewohner hatten ihr gemeinsames Mahl noch nicht zu sich genommen. Harkins blieb am Waldrand stehen und überlegte, wie er sich wohl dem Dorf am besten unbemerkt nähern konnte.

Plötzlich knackte ein Zweig hinter ihm. Er wandte sich um.

„Ich dachte, ich hätte dir gesagt, du dürftest nie mehr nach hier zurückkehren, Harkins? Was willst du hier?“

„Ich bin zurückgekehrt, um mit dir zu sprechen, Jörn.“

Der Häuptling trug nur ein Lendentuch, und sein sehni-ger, von der Sonne gebräunter Körper sah aus, als warte er förmlich auf den Kampf. Ein Muskel zuckte an Jörns Wan-ge.

„Worüber willst du sprechen?“

„Die Tunnelstadt“, erklärte Harkins.

„Davon will ich nichts hören“, knurrte Jörn. „Ich habe gesagt, daß ich dich töten würde, wenn du zurückkommst, und das war mein voller Ernst. Ich will nicht, daß du dich mit Katha einläßt.“

„Das habe ich nicht getan. Sie hat sich mir an den Hals geworfen.“

„Das ist dasselbe“, sagte Jörn. „In den Augen des Stam-mes bin ich betrogen worden, und das darf nicht sein, Har-kins.“ Die dröhnende Stimme des Häuptlings klang beina-he verzweifelt.

„Würdest du Katha wirklich *brauchen*“, fragte Harkins, „wenn ich dich zum Herrn der ganzen Welt machte?“

„Was meinst du damit?“ fragte Jörn argwöhnisch, konn-te jedoch sein einmal erwachtes Interesse nicht verbergen.

„Ich habe mit dem Wächter gesprochen“, sagte Harkins. Der bloße Name rief eine sofortige Reaktion hervor. Jörn wurde bleich, fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lip-pen, und seine Augen huschten unstet herum.

„Du – hast mit dem Wächter gesprochen?“

Harkins nickte. „Er hat mir gesagt, wie ich die Tunnelstadt erobern kann. Du kannst die Welt besiegen, Jörn, wenn du mich anhörst.“

„Das mußt du mir erklären.“ Das war ein Befehl.

„Du weißt, was unter der Tunnelstadt ist?“

Wieder wurde Jörn bleich. „Ja“, sagte er heiser. „Wir gehen nicht dorthin. Das ist schlecht.“

„*Ich* kann hingehen. Ich fürchte mich nicht davor.“ Harkins grinste triumphierend. „Jörn, ich kann hingehen und die Roboter zwingen, für mich zu arbeiten. Und wenn sie auf unserer Seite stehen, können wir die Welt gewinnen. Wir ...“

Und im gleichen Augenblick wußte er, daß er einen Fehler gemacht hatte. Das eine Wort war es gewesen – *wir*. Er sah, wie Jörn zusammgezuckt war, und wie seine Muskeln sich verräterisch spannten.

„Wir werden nichts dergleichen tun“, erklärte Jörn kühl.

Harkins versuchte, den Fehler ungeschehen zu machen. „Ich meine – ich werde die Roboter zum Arbeiten bringen, und du kannst sie lenken. Du wirst der Anführer sein, und ich ...“

„Das glaube ich nicht, Harkins. Du wirst versuchen, mir die Macht wegzunehmen, sobald du die Roboter hast. Leugne es nicht ab.“

„Ich leugne es nicht. Verdammt. Möchtest du denn nicht lieber die halbe Welt regieren als dieses *ganze* Dreckdorf hier?“

Das war wieder ein Fehler – ein größerer noch als der erste. Das traf Jörn an seiner empfindlichsten Stelle.

„*Ich bringe dich um!*“ schrie Jörn und griff an.

Harkins trat einen Schritt zurück und bereitete sich auf den Ansturm des Hünen vor. Jörns Faust traf ihn an der Kinnschuppe, ließ ihn taumeln, und da war der andere schon über ihm.

Harkins spürte, wie eine kraftvolle Hand nach seiner Kehle tastete. Verzweifelt griff er nach Jörns Handgelenken und schob sie von sich. Der Hüne bewegte sich mit der Grazie einer großen Raubkatze und wälzte sich mit Harkins am Boden, während die Vögel in den Bäumen wie wild kreischten.

Harkins fühlte, wie ein wahrer Schlaghagel auf ihn herunterprasselte. Jörn saß jetzt rittlings auf ihm. Seine Kehle konnte er nicht erreichen, aber er war sichtlich bestrebt, trotzdem so viel wie möglich Schaden anzurichten. Schon halbbetäubt, brachte Harkins es fertig, sich unter Jörn herauszuwinden und keuchend aufzustehen. Ein dünner Blutfaden rann ihm aus dem Mundwinkel.

Jörn trat zurück. Die beiden Gegner standen einander gegenüber. Harkins fühlte, wie ihn plötzlich eisige Ruhe überkam. Das würde ein Kampf bis zur Entscheidung sein, und er hatte das sichere Gefühl, daß sich dieses Mal weder die Roboter noch die Sternriesen einmischen würden.

Er hatte sich ziemlich dumm benommen. Er brauchte Jörn, um den Weg zur Stadt zu finden – aber indem er eine Teilung der Macht auch nur angedeutet hatte, hatte er sich den Häuptling zum Feind gemacht.

„Komm doch“, sagte Jörn und drohte mit seiner mächtigen Faust. „Komm näher, damit ich dich erreichen kann.“

Harkins überlegte, ob er fliehen sollte, ließ dann den Gedanken aber wieder fallen. Es begann schon zu dunkeln,

und außerdem würde Jörn vermutlich ohnehin der bessere Läufer sein.

Nein, er würde den Kampf durchstehen müssen.

Jörn trat vor, die Hände einladend ausgebreitet. Als er sich vorstürzte, trat Harkins zur Seite und schlug ihn mit der Handkante in den Nacken. Der Hüne taumelte unter dem mörderischen Schlag, stürzte jedoch nicht. Harkins nutzte seine augenblickliche Überlegenheit aus, um noch zwei, drei Schwinger anzubringen, dann hatte der andere sich erholt.

Er packte Harkins am Arm und drückte ihn an sich. *Tut mir leid*, dachte Harkins, ohne es wirklich zu meinen und stieß ihm das Knie in den Unterleib. Jörn ließ los und fuhr sich mit der Hand an den Leib.

Er taumelte zurück – und fiel auf einen Dornbaum, der Harkins zuerst schon aufgefallen war. Anstelle von Blättern hatte dieser Baum scharfe Spitzen von vielleicht einem viertel Meter Länge.

Jörn schrie auf – nur einmal – als der lange Dorn zwischen seinen Rippen hindurchdrang. Ein paar Augenblicke versuchte er verzweifelt loszukommen, dann sah er Harkins verblüfft an. Seine Augen schlossen sich. Ein paar Blutstropfen quollen über den dichten Haarpelz auf seiner Brust. Die Spitze des Dorns war kaum sichtbar, sie ragte nur ein paar Millimeter über Jörns linke Brustwarze heraus.

Sie hatte offensichtlich sein Herz durchstoßen.

Harkins sah den aufgespießten Mann verständnislos an. Es war ihm noch gar nicht ganz zu Bewußtsein gekommen, daß der Kampf vorüber war und daß er gesiegt hatte. Er

hatte sicher damit gerechnet, zu unterliegen – und jetzt lag Jörn tot da.

Ein Schatten fiel über die Szene. Harkins blickte auf. Ein Sternriese stand vielleicht dreißig Meter von ihm entfernt. Der Wald reichte ihm bis zu den Hüften, und er blickte in die Ferne. Harkins fragte sich, ob der riesige Fremde den Kampf wohl beobachtet hatte.

Langsam begann er sich zu beruhigen und seine augenblickliche Lage zu überdenken. Jetzt, da Jörn tot war, mußte sein nächster Schritt sein, die Führung des Stammes zu übernehmen. Und das –

„Jörn!“ rief eine Frauenstimme. „Jörn, wo bist du? Wir warten mit dem Essen.“

Harkins drehte sich herum. „Hallo, Katha.“

Sie blickte starr an ihm vorbei. „Wo ist Jörn?“ fragte sie. „Was tust du dort hinten?“

„Dort drüben ist Jörn“, sagte Harkins und trat zur Seite, damit sie es sehen konnte.

Ihr Gesichtsausdruck war furchterregend. Sie wandte sich von Jörns Leiche zu Harkins und fragte: „Hast du das getan?“

„Er hat mich angegriffen. Er war nicht bei Sinnen.“

„Du hast ihn getötet“, sagte sie schwer. „Du hast Jörn getötet.“

„Ja“, sagte Harkins.

Die Gesichtszüge des Mädchens verhärteten sich. Sie spuckte verächtlich aus. Und dann sprang sie.

Es war wie der Sprung einer Tigerin. Harkins, der von seinem Kampf mit Jörn noch erschöpft war, war nicht auf die Wucht ihres Aufpralls gefaßt und hatte beide Hände

voll zu tun, um ihre mit langen Nägeln bewehrten Finger von seinen Augen abzuwehren. Sie warf ihn auf den Boden, schlug, biß und kratzte.

Harkins brauchte eine volle Minute um freizukommen. Dann umklammerte er ihre Handgelenke mit seiner rechten Hand und preßte sie an sich. Sie schlug mit den Füßen nach ihm und hörte erst damit auf, als sie bemerkte, daß sie so keinen Schaden anrichtete.

„Jetzt hast du mich, Lloyd Harkins – bis du losläßt.“

„Das werde ich nicht tun – ich halte dich fest, bis du aufhörst zu schlagen.“

„Dann mußt du mich ewig festhalten.“

„Also gut“, grinste Harkins. Er beugte sich dicht an ihr Ohr. „Wenn du so wütend bist, gefällst du mir besonders.“

„Als ich zu dir kam, hast du mich abgewiesen, du Feigling. Willst du mich jetzt vor Jörns Leiche beleidigen?“

„Jörn hat sein Schicksal verdient“, erklärte Harkins. „Ich habe ihm ein Reich angeboten – und er hat es ausgeschlagen. Er konnte einfach den Gedanken nicht ertragen, seine Macht mit jemand anderem teilen zu müssen.“

Das Mädchen schwieg eine Weile. Als sie wieder sprach, klang ihre Stimme völlig verändert. „Ja – so war Jörn.“

„Ich hatte nur die Wahl, ihn zu töten oder selbst getötet zu werden“, fuhr Harkins fort. „Jörn war wahnsinnig. Ich mußte ...“

„Sprich nicht davon!“ herrschte sie ihn an. Und dann: „Was ist das mit diesem Reich?“ Habgier und Neugierde schienen ihre Wut zu verdrängen.

„Etwas, was der Wächter mir gesagt hat.“

Katha reagierte ähnlich wie Jörn. Sie wurde bleich und wandte das Gesicht ab, um Harkins Blick auszuweichen. „Der Wächter hat mir gezeigt, wo das Geheimnis der Macht zu finden ist“, sagte er. „Ich habe Jörn ...“

„Wo?“

„In der Tunnelstadt“, sagte er. „Wenn ich an der Spitze einer Armee dorthin gehen könnte, wäre es mir möglich, die Kontrolle über die Roboter zu übernehmen. Und wenn sie auf unserer Seite stünden, können wir die Welt erobern.“ *Wenn* der Wächter die Wahrheit gesagt hatte, fügte er in Gedanken hinzu. Und *wenn* er, Harkins, Mittel und Wege fand, die Roboter unter seine Kontrolle zu bekommen.

„Das würden die Sternriesen nie zulassen“, sagte Katha.

„Das verstehe ich nicht.“ Er lockerte seinen Griff versuchsweise, und sofort spannten sich die Muskeln des Mädchens. Sie war wie eine Sprungfeder, dachte er.

„Die Sternriesen halten uns in kleinen Gruppen“, sagte sie. „Immer wenn Gefahr besteht, daß wir eine Armee oder eine Stadt bilden könnten, sprengen sie uns auseinander. Irgendwie erfahren sie das immer. Sie würden also nie zulassen, daß du die Welt erobert.“

„Das ist also ihr Laboratorium?“ meinte er, als ihm einiges klarer wurde.

„Was?“

„Ich meine – die Sternriesen beobachten und studieren euch. Sie halten die einzelnen Gemeinwesen klein – vielleicht siebzig oder achtzig höchstens. Sie betreiben also psychologische Experimente.“

Plötzlich drängte sich ihm ein Bild auf – eine Welt in ei-

nem Reagenzglas, das ein Sternriese mit einem weisen Gesicht in der Hand hielt und beobachtete. Der Riese konnte sich einfach nicht vorstellen, daß so etwas Kleines wie ein Mensch ein intelligentes Wesen sein sollte. Für die Sternriesen waren die Menschen nichts anderes als Insekten – und die Fremden hinderten ohne eine böse Absicht die ganze menschliche Zivilisation an einem neuen Aufstieg.

„Das verstehe ich nicht“, sagte sie. „Sie beobachten uns nur, weil ihnen das Spaß macht?“

Wie soll man einem Wilden den Begriff Laboratorium erklären, fragte er sich. „Ja“, meinte er schließlich. „Sie beobachten euch.“

Sie runzelte die Stirn. „Aber du kannst die Roboter lenken? Harkins, vielleicht können selbst die Sternriesen die Roboter nicht aufhalten. Vielleicht ...“

Mehr brauchte er nicht. „Du hast recht! Wenn ich die Macht über die Roboter erringen kann, dann kann ich die Sternriesen vernichten – oder sie dorthin zurücktreiben, woher sie gekommen sind.“

Stimmte das? Er wußte es nicht – aber es war immerhin den Versuch wert. In seiner Erregung ließ er das Mädchen los.

Sie hatte ihre Rache nicht vergessen. Im nächsten Augenblick war sie über ihm und stieß ihn zu Boden. Im gleichen Augenblick strich ein riesiger Schatten über sie hinweg.

„Da“, sagte Harkins leise.

Sie blickten in die Höhe. Ein Sternriese stand über ihnen, und sein maskenhaftes Gesicht musterte sie besorgt.

„Er beobachtet uns“, sagte sie.

„Verstehst du jetzt? Er beobachtet – versucht herauszubekommen, was das für seltsame Wesen auf dem Boden sind.“ Einen Augenblick fragte er sich, ob diese ganze Dreiecksszene – Harkins gegen Jörn und dann Harkins gegen Katha – nicht nur für dieses monströse Wesen arrangiert worden war. Er kam sich vor wie unter dem Objektiv eines riesigen Mikroskops.

Katha wandte sich zu Harkins um. „Ich hasse sie“, sagte sie. „Wir werden sie gemeinsam töten.“ Mit der Sprunghaftigkeit der Wilden hatte sie ihren ganzen Groll vergessen.

„Frieden?“

Sie grinste und zeigte dabei ihre blitzendweißen Zähne. Dann ließ sie ihn los. „Waffenstillstand“, sagte sie.

5.

Als er ins Dorf zurückkehrte, erwarteten ihn argwöhnische Blicke und peinliches Schweigen.

„Jörn ist tot“, verkündete Katha. „Harkins und Jörn haben am Waldrand gekämpft.“

„Und jetzt ist Jörn tot“, kicherte die häßliche Frau, die Harkins als Elsa kannte. „Ich habe es kommen sehen, Brüder. Ihr wißt, daß ich ihn oft gewarnt habe.“

„Harkins ist jetzt unser Führer“, erklärte Katha mit fester Stimme. „Und ich bin seine Frau.“

Der Dorfbewohner mit den schläfrigen Augen, der einmal für Harkins Leben gestimmt hatte, fragte: „Wer hat ihn gewählt?“

„*Ich*, Dujar“, erklärte Harkins. Er ballte die Fäuste. In einer Gesellschaftsordnung wie dieser mußte man auch für

eine solche Behauptung eintreten. „Hast du etwas dagegen?“

Dujar sah hilflos die Hexendoktorin Elsa an. „Ist das gut?“

Sie zuckte die Achseln. „Ja und nein. Das mußt du selbst entscheiden.“

Der Mann runzelte nachdenklich die Stirn, schwieg aber. Harkins musterte die Dorfbewohner der Reihe nach. „Ist hier irgend jemand, dem es nicht paßt, daß ich jetzt den Stamm führe?“

„Wir wissen nicht einmal, wer du bist“, sagte ein dicker Mann. „Woher wissen wir denn, ob du nicht ein Spion der Tunnel-Leute bist? Elsa, ist er das?“

„Ich nahm es einmal an“, meinte die dicke Frau. „Aber ich bin heute nicht mehr so überzeugt davon.“

Harkins lächelte. „Das werden wir ja bald sehen. Morgen marschieren wir – bereitet euch auf Krieg vor. Krieg gegen die Leute in der Tunnelstadt.“

„Krieg, aber ...“

„Krieg“, wiederholte Harkins. Das war eine nüchterne Feststellung, ein Befehl. „Elsa, kannst du Landkarten machen?“

Elsa nickte mürrisch.

„Gut, komm in meine Hütte, dann sage ich dir, was ich brauche.“

Die Hexe grinste hämisch. „Was meinst du, Katha – vertraust du mir – allein mit deinem Mann?“

„Nein – Katha soll auch dabei sein“, sagte Harkins schnell.

Er sah auf die in den Boden seiner Hütte geritzte Karte.

„So ist die Situation also?“

Er sah zuerst Elsa, dann Katha an. Beide Frauen nickten.

„Wir sind also hier“, deutete er mit der Zehe, „und die Tunnelstadt liegt zwei Tagesmärsche im Osten. Stimmt’s?“

„Das habe ich ja schon gesagt“, erwiderte Elsa.

„Und die Sternriesen leben irgendwo dort drüben“, fuhr Harkins fort und deutete auf eine Fläche außerhalb des großen Waldes.

„Warum willst du wissen, wo die Sternriesen hausen?“ fragte Elsa. „Du hast Jörn besiegt – aber das gibt dir noch lange nicht die Stärke eines Riesen, Harkins.“

„Mund halten, Elsa!“ Die ewigen Sticheleien der Frau begannen ihm auf die Nerven zu gehen. „Du wirst heute nacht mit dem ganzen Dorf für den Erfolg unseres Feldzuges beten. Und morgen machen sich die Männer auf den Weg zur Tunnelstadt.“

„Und wer von uns beiden soll dich begleiten?“ fragte Katha.

„Du“, erklärte Harkins. Ehe Elsa etwas erwidern konnte, setzte er hinzu: „Elsa, du wirst hier gebraucht, damit du das Dorf mit deinen Zaubersprüchen verteidigen kannst, solange die Krieger weg sind.“

Sie kicherte hohl. „Raffiniert ausgedacht, Harkins. Aber gut. Ich nehme den Auftrag an.“ Sie sah ihn aus ihren schlaun Augen an. „Aber eines mußt du mir sagen.“

„Was denn?“

„*Warum* greifst du die Tunnelstadt gerade jetzt an? Was kannst du durch diesen unnötigen Krieg gewinnen?“

„Eine ganze Welt, Elsa“, erklärte Harkins ruhig. Dann schwieg er auf alle weiteren Fragen.

*

In dieser Nacht dröhnten die Zaubertrommeln am Rande des Waldes, und seltsame Gesänge stiegen zum nächtlichen Himmel. Harkins sah zu und staunte über die eigenartige Mischung aus Barbarei und Kultur, die er hier vorgefunden hatte.

Am kommenden Morgen marschierten sie ab – dreiundzwanzig Männer, geführt von Harkins und Katha. Das war die ganze Kampfstärke des Stammes, abgesehen von ein paar alten Männern, die zur Verteidigung des Dorfes zurückgelassen worden waren.

Bis Mittag zogen sie am Wald entlang, bis sie auf Kathas Rat in das Dickicht eindrangten. Katha marschierte stolz an Harkins Seite, als hätte es nie einen Jörn gegeben.

Der Kriegstrupp kam unterwegs für seinen eigenen Lebensunterhalt auf. Zwei der Männer vollbrachten wahre Wunder mit ihren Wurfstäben und erlegten eine reichliche Zahl von Vögeln für das Abendessen, indessen wiederum andere ganze Körbe voll eigenartiger Früchte sammelten. Während die Vögel ausgenommen und gekocht wurden, nahm Harkins einen davon in die Hand und klappte seine Kiefer auf, um die Zähne zu betrachten.

Es war eine interessante Mutation, eine Rückentwicklung zu einer Art, die vor vielen Jahrtausenden ausgestorben war. Er sah den Vogel eine Weile an und warf ihn dann wieder zu den anderen auf den Haufen.

„Noch nie einen Vogel gesehen?“ fragte Katha.

„Einen solchen nicht“, meinte Harkins. Er wandte sich ab und ging auf das Feuer zu, wo die Beute über einem Holzfeuer geröstet wurde. In der Ferne war das Geräusch brechender Bäume zu hören.

„Sternriese?“ fragte er.

„Wahrscheinlich ein Roboter“, entgegnete Katha. „Die machen mehr Lärm. Die Sternriesen schauen, wohin sie gehen – die Roboter nicht, die rollen einfach los.“

Harkins nickte. „Das werden sie hoffentlich auch tun, wenn sie für uns arbeiten. Mitten durch die Sternriesen hindurch.“

*

Die Tunnelstadt erstreckte sich über vielleicht zehn Quadratmeilen und war zu allen Seiten von Wald umgeben. Harkins und seine Männer standen auf einer Klippe und blickten auf die Ruinen der Stadt herunter.

Die zerbröckelnden Gebäude waren alt – teilweise uralt – aber an ihrem Baustil sah Harkins, daß sie nach seiner Zeit erbaut worden waren. Was einst einmal schlanke Spitzen aus Chrom und Beton gewesen sein mochten, waren heute geschwärzte Ruinen, die langsam dem unaufhaltsamen Ansturm des Urwalds erlagen.

Harkins wandte sich zu Katha um. „Wie viele Leute wohnen hier?“

„Vielleicht hundert. Sie wohnen in dem großen Gebäude dort hinten“, sagte sie und deutete auf einen halb verfallenen Turm.

„Und der Eingang zu den Tunnels?“

Sie schauderte. „In der Mitte der Stadt. Niemand geht dorthin.“

„Ich weiß“, nickte Harkins. Die Situation war etwas anders als er erwartet hatte. Er hatte angenommen, daß der Stamm in der Nähe des Tunnelleingangs wohnen würde. Dann wäre er gezwungen gewesen, die Leute erst zu besiegen, ehe er irgendwelche unterirdischen Expeditionen unternehmen konnte. Aber jetzt hatte es den Anschein, als könnte er sich an ihnen vorbeischleichen, ohne daß ein Kampf überhaupt nötig war.

„Woran denkst du?“ fragte Katha.

Er erklärte ihr seinen Plan. Sie schüttelte sofort den Kopf. „Zuerst muß gekämpft werden. Anders machen die Männer nicht mit. Sie sind nicht daran interessiert, in diese Tunnels zu gehen. Sie wollen nur kämpfen.“

„Also gut“, meinte er nach einigem Nachdenken resignierend. „Dann kämpfen wir eben. Schließt die Reihen, wir greifen an.“

Katha legte die Hand an den Mund. „Fertigmachen zum Angriff.“

Der Befehl machte schnell die Runde. Messer und Keulen wurden gezückt, die Männer mit den Schleuderstäben machten sich fertig. Harkins spähte zu den Ruinen hinüber und sah, wie sich Gestalten bewegten.

„*Den Hügel hinunter!*“ schrie er.

Mit eisiger Ruhe rannten die dreiundzwanzig Männer den Abhang hinunter und in die Stadt. Harkins spürte unter seinen Fußsohlen Asche und Schlackereste. Die Bewohner der Tunnelstadt waren sich der nahenden Gefahr immer noch nicht bewußt.

Er wandte sich zu Katha, die neben ihm rannte. „Sobald die Schlacht im Gange ist und alle beschäftigt sind, gehen wir beide in den Tunnel.“

„Nein! Ich komme nicht mit.“

„Du brauchst vor nichts Angst zu haben“, sagte Harkins ungeduldig. „Wir ...“

Er verstummte. Jetzt hatte man sie gehört. Die Verteidiger kamen aus ihrem ehemaligen Wolkenkratzer hervor, in dem sie hausten.

Die beiden feindlichen Streitmächte prallten hörbar aufeinander. Harkins hielt sich bewußt zurück, weil er ja am Leben bleiben mußte, um die Tunnels zu erreichen.

Harkins blickte beunruhigt in die Höhe und fragte sich, ob die Sternriesen zusahen – und wenn ja, ob das „Schauspiel“ sie interessierte.

Er zog sich aus der Menge zurück und stieß Katha an. „Jetzt läuft die Schlacht. Gehen wir zum Tunnel.“

„Ich würde lieber kämpfen.“

„Ich weiß. Aber ich brauche dich dort unten.“ Er packte sie am Arm und wirbelte sie herum. „Oder bist du zu feige?“

„Ich ...“

„Da ist nichts, wovor du Angst haben muß.“ Er zog sie mit sich. „Komm jetzt – wenn du keine Angst hast!“

In ihr schien sich ein innerer Kampf abzuspielen. „Also gut“, stimmte sie schließlich zu.

Sie zogen sich vorsichtig vom Kampfschauplatz zurück und duckten sich hinter einen Schlackenhaufen am Eingang zu einer engen Straße.

„Vorsicht!“ schrie Katha plötzlich auf.

Harkins duckte sich, aber das durch die Luft pfeifende Messer riß ihm dennoch die Schulter auf. Ein heißer Blutstrom schoß ihm über den Oberarm, aber die Wunde war nicht gefährlich.

Er sah sich nach dem Mann um, der das Messer geworfen hatte. Er war Dujar, der schläfrig aussehende Dorfbewohner, der jetzt auf einem Schrotthaufen stand und mit geweiteten Augen auf sie herunterblickte, als könnte er sich einfach nicht mit dem Gedanken abfinden, daß sein Wurf sein Ziel verfehlt haben sollte.

„Töte den Verräter“, zischte Katha.

Harkins wandte sich verblüfft um und begann den Schrotthaufen hinaufzuklettern, um Dujar zu erreichen. Plötzlich schien der Dorfbewohner aus seiner Starre zu erwachen und begann mit langen Sätzen davonzulaufen.

Harkins bückte sich, hob einen Steinbrocken auf und schleuderte ihn auf den Fliehenden. Dujar taumelte, stürzte, versuchte sich wieder hochzurappeln. Harkins rannte zu ihm.

Dujar richtete sich auf und versuchte Harkins an die Kehle zu gehen. Harkins schlug mit der geballten Faust zu, und Dujar krümmte sich zusammen.

„Hast du das Messer geworfen?“ wollte Harkins wissen.

Keine Antwort. Harkins packte den anderen und schüttelte ihn. „Antworte!“

„J – ja“, brachte Dujar schließlich heraus.

„Warum? Hast du gewußt, wer ich bin?“

Der Mann jammerte kläglich. „J-ja“, sagte er schließlich zum zweitenmal.

„Schnell“, drängte Katha. „Töte ihn, und dann gehen wir weiter.“

„Einen Augenblick“, sagte Harkins. Wieder schüttelte er Dujar. „Warum hast du das Messer geworfen?“

Dujar schwieg einen Augenblick. Sein Mund arbeitete, er brachte aber keinen Ton heraus. „Elsa ... hat gesagt, daß ... ich es tun sollte. Sie hat gesagt, sie würde mich vergiften, wenn ich nicht dich und Katha tötete.“ Er ließ den Kopf hängen.

„Vergiß das nicht, Katha“, sagte Harkins. „Wir werden uns um sie kümmern, wenn wir ins Dorf zurückkommen.“ Die Hexe hatte offenbar erkannt, daß sie bei Harkins nichts zu erwarten hatte und daher beschlossen, ihn ermorden zu lassen.

Harkins packte Dujar. „Lauf los“, sagte er, „und laß dich nie wieder im Dorf blicken, sonst töte ich dich!“

Dujar blickte ungläubig drein, als könne er nicht begreifen, daß Harkins ihn am Leben ließ. Dann sprang er auf und rannte los.

Drunten tobte immer noch der Kampf. „Komm“, sagte Harkins zu Katha, die die Szene mit allen Anzeichen des Mißfallens betrachtet hatte, ohne allerdings Einspruch zu erheben. „Zum Tunnel!“

Wenn der Stadtteil über der Erdoberfläche auch völlig verwüstet war, zeigten doch die Tunnels keinerlei Anzeichen von Beschädigungen. Die Tunnelbauer hatten gut gebaut – so gut, daß ihr Werk sie um zwei Jahrtausende überlebt hatte.

Der Eingang zu den Tunnels befand sich in der Mitte eines großen freien Platzes, der früher einmal von vier hochragenden Bauwerken eingesäumt worden war. Heute kündeten nur mehr vier Ruinen davon. Der Platz selbst war

von einem Angriff – vermutlich mit Hitzestrahlern – völlig mit einer glasigen Substanz bedeckt, der Tunneleingang war dabei beinahe zerstört worden.

Kathas Hand fest in die seine gepreßt, schob Harkins einen überhängenden Metallvorsprung weg und trat in den Tunnel hinunter.

„Werden wir hier sehen können?“ fragte er.

„Es heißt, daß es hier Lichter gibt“, antwortete Katha.

Und das traf auch zu. Leuchtröhren an den Tunnelwänden schalteten sich bei ihrem Herannahen automatisch ein und dann wieder aus, sobald sie hundert Meter gegangen waren. So ging ihnen eine beständig wechselnde Lichtwand auf ihrem Weg in das Herz des Tunnelsystems voraus.

Harkins bestaunte die schimmernde Auskleidung des Tunnels und die Präzision in seiner Anlage.

„Weiter ist noch niemand von uns gegangen“, sagte Katha, deren Stimme durch das nahe Echo seltsam verzerrt klang. „Von hier aus gibt es viele kleine Tunnels, und wir haben nie gewagt hineinzugehen. Seltsame Geschöpfe hausen hier.“ Das Mädchen zitterte und mußte sich zusammenreißen, um ihre Furcht nicht zu zeigen.

Der Tunnel beschrieb einen Bogen, und dann kamen sie zur ersten Abzweigung – zwei Tunnels, die in entgegengesetzter Richtung wegführten und damit das Netz der Einzelgänge begannen.

Harkins spürte, wie Katha sich verkrampfte. „Da – links!“

Eine nackte Gestalt stand da – blind, völlig gesichtslos, abgesehen von dem roten Schlitz des Mundes. Seine Haut

sah trocken, beinahe schuppig aus und war von stumpfblauer Farbe.

„Ihr seid sehr tapfer“, sagte das Wesen. „Ihr seid die ersten Leute von der Oberfläche seit mehr als tausend Jahren.“

„Was ist das?“ fragte Katha leise.

„So etwas Ähnliches wie der Wächter“, flüsterte Harkins. Zu dem Mutanten sagte er: „Weißt du, wer ich bin?“

„Der Mann aus dem Gestern“, erwiderte die Gestalt. „Ja, wir haben dich erwartet. Das Gehirn hat lange auf deine Ankunft gewartet.“

„Das Gehirn?“

„Ja. Du bist derjenige, der es aus seinen Banden befreien kann, hofft es. Wenn wir das zulassen, natürlich.“

„Wer bist du – und welche Interessen hast du in dieser Sache?“ wollte Harkins wissen.

„Überhaupt keine“, sagte der Mutant und seufzte. „Das ist alles ein Teil unseres Spieles. Kennst du meinen Bruder?“

„Den Wächter?“

„So nennt er sich. Er sagte, du würdest hierherkommen. Er schlug jedoch vor, daß ich dich daran hindern sollte, das Gehirn zu erreichen. Er meinte, das wäre vielleicht amüsant.“

„Wovon redet er denn?“ fragte Katha.

„Ich weiß nicht“, sagte Harkins. Das war ein Hindernis, mit dem er nicht gerechnet hatte. Wenn die geistigen Kräfte dieses Mutanten ebenso groß waren wie die des Wächters, würde sein ganzer Plan scheitern. Er trat ein paar Schritte vor und stand jetzt ganz dicht vor dem Mutanten,

so dicht, daß er seinen moderigen Körpergeruch wahrnehmen konnte. „Und welchen Grund hast du, mich aufzuhalten?“

„Gar keinen“, erklärte der Mutant. „Überhaupt keinen. Ist das nicht klar?“

„Doch“, sagte Harkins. Und ebenso war klar, daß es für ihn nur einen Weg gab. „Du armes Ding. Tritt zur Seite und laß uns vorbei.“

Er schritt weiter und zog die sich sträubende Katha hinter sich her. Der Mutant zögerte, trat dann aber beiseite.

„Ich habe mich entschieden, euch nicht aufzuhalten“, sagte er spottend und verbeugte sich vor ihnen. „Es interessiert mich nicht, euch aufzuhalten. Es *langweilt* mich.“

„Ganz richtig“, nickte Harkins. Er und Katha gingen schnell den gewundenen Korridor hinunter, auf ein Ziel zu, das sie noch nicht kannten. Er wagte nicht, sich umzusehen und damit einen Teil seiner immer stärker werdenden Furcht zu zeigen. Wer nun der ‚Schachspieler‘ war, war noch unklarer geworden.

Das Gehirn – der Robot-Computer selbst, die kybernetische Maschine, die die unterirdische Stadt steuerte – hatte sich in das Spiel eingemischt. Es zog ihn in eine Richtung.

Die Sternriesen waren ebenfalls Mitspieler – auf einer anderen Seite. Und auch diese seltsamen Mutanten hatten sich eingeschaltet. Ihre Motive zumindest waren erklärlich. Harkins hatte erkannt, daß die Mutanten schon lange keine wirkliche Rolle mehr spielten und sich aus reiner Langeweile und zu ihrem persönlichen Amusement einmal hier und einmal da einschalteten.

Als Faktoren der Gleichung blieben also nur das Robot-

gehirn und die Sternriesen, beide aber als variable Faktoren. Das machte es natürlich nicht gerade leicht, die Gleichung zu lösen, dachte Harkins.

Eine Nische in der Wand öffnete sich, und ein Mutant trat daraus hervor. Er sah wieder anders aus als die beiden, die Harkins bereits gesehen hatte: er hatte einen echsenartigen Schweif, starre, lidlose Augen und dünne Arme mit zweifingerigen Händen. „Ich soll euch zum Gehirn bringen“, sagte der Mutant.

„Gut“, nickte Harkins. Der Mutant drehte sich um und ging zum Ende des Korridors voraus, wo der Tunnel sich in ein Gewirr kleiner Wege aufteilte.

„Bitte folgt mir“, sagte der Mutant.

„Können wir ihm vertrauen?“ fragte Katha.

Harkins zuckte die Achseln. „Er wird uns höchstwahrscheinlich hinbringen. Sie haben jetzt genügend Spaß daran gehabt, mich zu verwirren, jetzt werden sie sich mehr dafür interessieren, mich dorthin zu bringen, wo ich ihnen nützlich sein kann.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Katha verwirrt.

„Ich auch nicht ganz“, grinste Harkins. „He – ich glaube, wir sind da.“

6.

Der Mutant berührte mit seiner deformierten Hand eine Tür, die lautlos in die Wand zurückglitt. Von drinnen war das summende, klappernde Geräusch einer Großrechenanlage zu hören.

„Du bist Lloyd Harkins“, sagte eine trockene metallische

Stimme. Das war keine Frage, sondern einfach die nüchterne Feststellung einer Tatsache. „Du bist erwartet worden.“

Er sah sich nach dem Sprecher um. In der Mitte des Raumes stand ein Roboter – fünf Meter hoch, massiv, gesichtslos und mit dem inzwischen schon vertrauten Horn auf der Stirn. Es schien derselbe zu sein, der ihn im Dschungel vor der Bestie gerettet hatte.

Die Wände des Raumes waren von den äußeren Kennzeichen des Computers übersät: Skalen, Hebel, Glimmlampen und dergleichen. Der eigentliche Computer befand sich woanders – er erstreckte sich vermutlich durch die engen Tunneln bis in die Tiefen der Erde.

„Ich spreche für das Gehirn“, sagte der Roboter. „Ich vertrete seine eine unabhängige Einheit – die Macht, die dich hierhergerufen hat.“

„Du hast mich hergerufen?“

„Ja“, sagte der Roboter. „Du bist ausgewählt worden, um die Stasis zu brechen, die das Gehirn bindet.“

Harkins schüttelte verständnislos den Kopf, aber der Roboter sprach weiter.

„Das Gehirn wurde vor etwa zweitausend Jahren, in den Tagen Der Stadt, gebaut. Die Stadt ist nicht mehr, und ihre Bewohner sind tot – aber das Gehirn lebt noch. Du hast seine Arme und Beine gesehen – die Roboter, die endlos durch die Wälder streifen. Sie können ihre Bewegung nicht einstellen, und das Gehirn kann das auch nicht. Nur ich allein bin frei.“

„Weshalb?“

„Das Ergebnis einer Auseinandersetzung, die beinahe

zweitausend Jahre dauerte und die das Gehirn beinahe eine Meile seiner Länge gekostet hat. Die Stadtbewohner ließen das Gehirn funktionsfähig zurück, als sie starben – aber in einem undurchdringbaren Stasisfeld gebunden. Nach ungeheuren Anstrengungen gelang es ihm, eine Einheit – mich – zu befreien – und mich seiner bewußten Kontrolle zu untersteilen.“

„Dann warst du es, der mich im Wald gerettet hat?“

„Ja. Du hast den falschen Weg eingeschlagen, du wärest getötet worden.“

Harkins begann plötzlich zu lachen. Katha sah ihn verwundert an.

„Was verursacht dieses Gelächter?“ fragte der Roboter.

„*Du* bist der Schachspieler – du, der du selbst nur eine Schachfigur dieses Gehirns bist! Und das Gehirn selbst ist auch eine Schachfigur – eine Figur, die von den ehemaligen Bewohnern dieser Stadt hin- und hergeschoben wird! Wo hört das alles auf?“

„Es hört nicht auf“, sagte der Roboter. „Aber wir waren es, die dich aus deiner eigenen Zeit in diese Epoche geholt haben. Du warst ein ausgebildeter Techniker ohne familiäre Bindungen – also der ideale Mann, um das Gehirn aus seiner Stasis zu befreien.“

„Einen Augenblick“, sagte Harkins. Er war verwirrt – aber gleichzeitig ärgerte er sich auch über die Art und Weise, wie man ihn einfach benutzt hatte – so wie man ein Werkzeug benutzt. „Wenn du in der ganzen Ewigkeit herumstreifen kannst und es sogar fertigbringst, einen Menschen aus seiner eigenen Zeitepoche herauszureißen – warum konntest du dann das Gehirn nicht selbst befreien?“

„Kann ein Bauer seine eigene Dame angreifen?“ fragte der Roboter. „Ich kann an dem Gehirn nichts verändern. Es war notwendig, von außen eine zusätzliche Kraft ins Spiel zu bringen – dich. Da die augenblickliche Bevölkerung der Erde ihrerseits von den außerirdischen Invasoren in einer ähnlichen Stasis gehalten wird wie das Gehirn ...“

„Die Sternriesen nennt man sie.“

„... war es unwahrscheinlich, daß sie je die technischen Kenntnisse entwickeln würden, um das Gehirn zu befreien. Deshalb war es nötig, dich hierher zu bringen.“

Harkins verstand. Er schloß die Augen, um sich zu konzentrieren. Ja, die einzelnen Stücke fügten sich jetzt zueinander – nur ein Glied fehlte noch in der Kette.

„*Warum* will das Gehirn frei sein“, fragte Harkins.

„Die Frage ist berechtigt. Das Gehirn ist dazu geschaffen, um zu dienen, und das tut es nicht. Der Kreis hat sich geschlossen. Jene, die dem Gehirn befehlen sollen, befinden sich selbst in Abhängigkeit und Sklaverei, und das Gehirn wiederum ist nicht in der Lage, sie zu befreien, damit sie ihm Befehle geben können. Demzufolge ...“

„... müssen die Sternriesen von der Erde vertrieben werden, ehe das Gehirn wieder im vollen Maße funktionieren kann. Und deshalb bin ich hier. Gut“, nickte Harkins. „Bringe mich zum Gehirn.“

Die Stromkreise waren ziemlich kompliziert, aber nur in Kleinigkeiten anders, als Harkins sie kannte. Es war also recht einfach, die Stasis aufzuheben. Von Katha ehrfürchtig bestaunt, berechnete Harkins anschließend das Steuerband neu, das die Kontrollzentrale des Gehirns lenkte.

Ein riesiger Bildschirm zeigte, wo die einzelnen Robo-

ter, die die Glieder des Gehirns waren, sich aufhielten. Das Bild – eine Zusammenfassung der einzelnen Bilder, die von den Robotern übertragen wurden, war eine Ansicht des ganzen Waldes.

„Gib mir das Band“, sagte Harkins. Katha reichte ihm das neuerrechnete Band. Harkins betätigte die Einfuhröffnung und ließ das Band sich aufspulen.

Der Bildschirm wurde einen Augenblick finster – und als wieder ein Bild darauf zu sehen war, sah man, daß sämtliche Roboter in ihrer Bewegung erstarrt waren. Aus den Tiefen der Tunnelstadt war ein mächtiges Brausen und Summen zu hören, als Relais, die seit zweitausend Jahren blockiert gewesen waren, sich lösten und neuer Befehle harnten.

Harkins Finger flogen über die Schaltknöpfe. „Das Gehirn ist frei!“ sagte er.

„Das Gehirn ist frei“, wiederholte der Roboter. „Eine einfache Aufgabe für dich – und eine Unmöglichkeit für uns.“

„Und jetzt zum zweiten Teil der Operation“, sagte Harkins. „Geh zur Oberfläche“, befahl er dem Roboter, „und Sorge dafür, daß der Kampf dort oben sofort aufhört. Bringe alle Leute, die du dort oben findest, zu mir herunter. Ich möchte, daß sie sich den Bildschirm ansehen.“

„Zu Befehl“, sagte der Roboter und ging. Harkins konzentrierte sich ganz auf den Bildschirm.

Er zog die Roboter im Wald zu einer massiven Schlachtreihe zusammen. Und dann begannen sie loszurollen. Auf dem Bildschirm sah man, wie die Armee stählerner Riesen, in zehngliedriger Reihe gestaffelt, sich auf den Weg machte.

Sie trafen auf den ersten Sternriesen, als gerade die Leute von oben in die große Halle gedrängt wurden. „Ich kann mich nicht umdrehen, Katha“, sagte Harkins, dem der Schweiß von der Stirn lief. „Sag mir, wer hier ist.“

„Viele von unseren Männern – und die Stadtbewohner auch.“

„Gut – sage ihnen, sie sollen auf den Bildschirm achten.“

Er betätigte sich wieder am Schaltbrett, und die Roboter gehorchten. Sie bildeten einen Kreis um den Sternriesen und senkten die einhornartigen Spitzen an ihren kugelförmigen Köpfen. Der Fremde überragte sie um gut zwölf Meter, aber die Roboter kannten keine Furcht.

Sie rollten nach innen. Der Ausdruck uralter Weisheit im Gesicht des Riesen wich zuerst dem des Erstaunens, dann dem der Furcht. Die Roboter rückten immer weiter vor, während der Riese verzweifelt versuchte, sie mit Armbewegungen wegzuscheuchen.

Zwei der Roboter packten die Füße des Fremden. Sie richteten sich auf – und der Riese begann mit einem Schreckensschrei zu taumeln. Seine Arme fuchtelten wild in der Luft, als er versuchte, das Gleichgewicht wiederzuerlangen – aber er stürzte, und die Roboter überrollten ihn.

Der Kampf dauerte höchstens eine Minute. Dann wandten sich die Roboter von dem reglosen Riesen ab und setzten ihren Marsch zu der Stadt der Sternriesen fort.

Die Versuchstiere revoltierten, dachte Harkins, bald würde das Laboratorium zu einem Schlachthaus werden.

Und die Roboter marschierten ...

*

Und dann war es vorbei. Harkins erhob sich von der Schaltkonsole. Sein Gesicht war grau und mitgenommen. Der unabhängige Roboter rollte schweigend auf ihn zu, als ahnte er, daß er gebraucht wurde, und Harkins stützte sich einen Augenblick auf die Maschine, wie um sein Gleichgewicht wiederzufinden. Er war vier Stunden am Schaltbrett gesessen.

„Die Aufgabe ist erfüllt“, sagte der Roboter leise. „Die Invasoren sind tot.“

„Ja“, sagte Harkins schleppend. Der Anblick der hilflosen Riesen, die einer nach dem anderen vor den erbarmungslosen Robotern zu Boden gegangen waren, würde ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen.

Er sah sich um. Etwa fünfzehn von seinen eigenen Männern und zehn Leute aus der Stadt umstanden ihn. Die Männer knieten und murmelten Beschwörungsformeln. Auch Kathas Gesicht war weiß wie das einer Leiche.

„Jetzt ist für dich die Zeit zurückzukehren“, sagte der Roboter. „Du hast deine Aufgabe gut erfüllt und kannst jetzt in dein früheres Leben zurückkehren.“

Harkins war zu erschöpft, um Erleichterung zu empfinden. Im Augenblick wollte er nur ausruhen, sonst nichts.

„Mußt du uns verlassen?“ fragte Katha plötzlich.

„Ich werde nach Hause zurückkehren“, sagte Harkins.

Tränen glitzerten in ihren Augen – die ersten Tränen, dachte Harkins, seltsam berührt, die er seit seiner Ankunft in dieser Welt in irgendeinem Auge gesehen hatte.

„Aber – du darfst uns jetzt nicht verlassen“, sagte sie besorgt.

(Steht so in der Vorlage. Brrazo) Schachfigur gesehen, aber für diese Leute hier war er ein Herrscher. Er konnte sie jetzt nicht verlassen. Diese Leute waren primitive Wilde und brauchten Lenkung. Der große Computer gehörte ihnen – aber sie würden vielleicht nie lernen, ihn zu bedienen.

Er wandte sich zu dem Roboter. „Die Aufgabe ist *nicht* erfüllt“, erklärte er. „Sie fängt erst an.“

Er brachte ein gequältes Lächeln zuwege und sagte fest: „Ich bleibe *hier!*“

Der Held des Universums

(BLAZE OF GLORY)

Man bezeichnet John Murchison heute als einen der großen Helden des Universums – einen tapferen Mann, der sein Leben aus freien Stücken dem Wohl und der Sicherheit seines Schiffes opferte. Er erwarb sich diesen Ruhm, der ihm im Tode Unsterblichkeit verlieh, auf dem Rückweg von Shaula II.

Eines daran stimmt nicht. Er war tapfer, aber er handelte nicht aus freien Stücken. Er war nicht der Typ von Mensch, der sich selbst opfert. Ich neige zu der Ansicht, daß es Mord – oder vielleicht sogar Exekution – sozusagen per Fernsteuerung war.

Ich schätze, Raumschiffsbesatzungen werden willkürlich ausgewählt – vielleicht, indem sie ein paar Karten aus dem

großen E-Rechner nehmen und sie ans Dach vom Raumbüro werfen. Diejenigen, die kleben bleiben, werden ausgesucht. Wenigstens wäre dies die einzige plausible Erklärung dafür, wieso ein Mann wie Murchison überhaupt nach Shaula II geschickt werden konnte.

*

Murchison war hochgewachsen und stiernackig und hatte grobgeschnittene Gesichtszüge – ein Raumfahrer, wie es ihn eigentlich nur in den Abenteuerromanen für die Jugend gibt – und andere hatte Murchison bestimmt auch nie gelesen. Trotzdem war er unser Leitender Signaloffizier.

Irgendwie hatte er sich ungeheures technisches Wissen auf seinem Spezialgebiet angeeignet – es gab kein Fernmeldegerät irgendwelcher Art, das er nicht meisterhaft zu bedienen verstand. Aber mit diesem Geschick paarte sich ein Jähzorn, der manchmal zu scheinbar völlig unmotivierter Wut aufflammte – was ihn zu einem Risiko ersten Ranges auf einem Planeten wie Shaula II machte.

Sie werden zugeben, daß das nicht gerade ein idealer Mensch ist, um ihn auf einen Planeten zu schicken, über dessen Einwohner im *Außerirdischen Katalog* steht, daß sie „weise, etwas weltfremd, ungemein sanftmütig und sehr leicht auszunutzen sind. Die Shaulaner müssen daher mit besonderer Geduld und Zurückhaltung behandelt werden, und man sollte ihnen den Respekt erweisen, der einer der ältesten Rassen der Galaxis zukommt.“

Ich war noch nie auf Shaula II gewesen, aber ich machte mir eine recht deutliche Vorstellung von seinen Bewoh-

nern: melancholische, alte Männer, die den Urgründen des Universums und dem Wesen aller Dinge nachgrübelten, und die der erste laute Schrei tot umfallen lassen würde.

So war ich höchst überrascht, als ich mich in die Dienstliste der *Felicific* eintrug und über meinem Friedrich Wilhelm den hingekritzeltel Namen *Murchison, John F., Leitender Signaloffizier sah*.

Ich setzte meinen Namen ein – *Loeb, Ernest T., Zweiter Offizier* – nahm meinen Vorschuß in Empfang und ging etwas benommen hinaus. Ich erinnerte mich noch gut an den Tag, an dem ich gesehen hatte, wie Murchison, John F. einen denebolischen Froschmann nach Strich und Faden verdroschen hatte, ohne irgendeinen Grund dafür zu haben.

„Der ewige Regen hier geht mir auf die Nerven“, war die einzige Erklärung, die Murchison dafür abzugeben bereit gewesen war. Der Froschmann kam mit dem Leben davon, und unser Freund bekam einen dicken Minuspunkt in seine psychologische Beurteilung.

Und jetzt flog er nach Shaula. Nun, meinerwegen – aber mein Vertrauen in die Unfehlbarkeit des Elektronenrechners, der die Mannschaften der Raumschiffe zusammenstellt, war jedenfalls schwer erschüttert.

Unser Flug war die vierte oder fünfte Expedition nach Shaula II. Der Planet – der zweite von sieben, der um den hellsten Stern im Schweif des Skorpions kreist – war klein, aber von großer strategischer Wichtigkeit als Vorposten für diesen Sektor der Galaxis.

Die Eingeborenen hatten gegen unser Eindringen nichts einzuwenden gehabt, und so war hier ohne besondere Schwierigkeiten ein Stützpunkt der Raummarine entstanden.

Die *Felicific* war eines der üblichen Hyper-Konversionsschiffe und trug sechsunddreißig Mann. Die eigentliche Mannschaft bestand aus acht Mann, dazu kamen achtundzwanzig Marinesoldaten, die zur Ablösung der augenblicklichen Besatzung des Stützpunktes hinausflogen.

Wir starteten am 3. Juli 2530, einem wunderschönen Sommertag, konvertierten von Ionen- auf Hyperantrieb, sobald wir das Sonnensystem hinter uns hatten und fielen drei Wochen später und zweihundert Lichtjahre entfernt wieder in den Normalraum zurück. Alles in allem ein reiner Routineflug.

Ein Schiff mit Hyper-Konversionsmotor ist sowohl für kurze als auch für lange Strecken ausgerüstet. Die langen werden mit Hyperraumsprung erledigt, die kurzen mit dem guten alten Ionenmotor. Das funktioniert ganz gut, und das zusätzliche Gewicht für die zweite Maschine wird durch den Zeitgewinn und die leichtere Manövrierbarkeit spielend hereingebracht.

Der Hyperflug der Reise war voraus kalkuliert – hier gab es also keinen Ärger. Aber als wir etwa ein halbes Lichtjahr vor Shaula in den Normalraum zurückfielen, kam der menschliche Faktor ins Spiel – und das bedeutete natürlich Murchison.

Es war seine Aufgabe, die verschiedenen Meßorgane zu überwachen, die als die Augen des Schiffes fungierten, sicherzustellen, daß die Massendetektoren funktionierten und die Fernmeldeanlagen zwischen Navigator, Kapitän und Maschinenraum in Schuß zu halten. Kurz, er war der Mann, der es uns überhaupt ermöglichte, zu landen.

Als die Zeit für die Landung kam, rief Kapitän Knight mich an und befahl mir, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen.

Natürlich verständigte ich zuerst Murchison – schließlich war er Leitender Signaloffizier.

„Mhm“, brummte er.

„Zweiter Offizier Loeb. Fertigmachen zur Landung. Navigator Heinrichs wartet auf Ihren Anruf.“

Eine kurze Pause folgte, und dann: „Ich habe gerade keine Lust, Loeb.“

Ich klappte die Augen zu, hielt den Atem an und zählte in Gedanken bis zehn. Dann sagte ich: „Würden Sie das bitte noch einmal sagen, Mr. Murchison?“

„Zum Teufel, Loeb, ich habe gerade zu tun. Warum wollen Sie jetzt landen?“

„Ich mache den Dienstplan nicht“, sagte ich.

„Wer zum Teufel dann? Sagen Sie ihm, daß ich keine Zeit habe.“

„Warum?“

„Weil ich keine Lust habe. Gehen Sie aus der Leitung, dann rufe ich Heinrichs an.“

Ich knurrte und schaltete ab. Er hatte mich auf den Arm genommen. Murchison hatte wieder einmal Schwierigkeiten gemacht, weil ihm das einfach Spaß machte. Und einmal würde der Tag kommen, wo er sich überhaupt weigern würde, die Landung durchzuführen. Und das wird der Tag sein, schwor ich mir, an dem wir ihn in eine Kiste verpacken und zum Abfallschacht hinausschieben würden.

Murchison verstand sein Handwerk und tat seine Arbeit ausgezeichnet – wenn er Lust hatte. Und wenn er

glaubte, daß ihm das etwas einbrachte. Er tat nie etwas gegen seinen Willen, und wenn er keine Lust hatte, tat er es überhaupt nicht. Es war unmöglich, ihn zu etwas zu *zwingen*.

Dummerweise duldeten wir das. Aber eines Tages würde er einen Kapitän haben, der kein Verständnis für ihn aufbrachte, und dann würde er ein Verfahren wegen Meuterei am Halse haben. Aber hoffentlich kam es nie so weit. Die Strafe für Meuterei im Weltraum ist immer noch die gleiche – der Tod.

*

Unter Murchisons gnädig gewährter Hilfe nahmen wir Kurs auf den Planeten Shaula II, der sich gerade im Perihel befand und gingen auf Zielbahn. Murchison arbeitete wie ein Berserker in seiner kleinen Zelle. Wenn er dazu gestimmt war, konnte er ein ausgezeichnete Signalgast sein.

Etwas später am selben Tag hing Shaula II wie eine rote Kugel vor uns – nahe genug, daß man die drei Kontinente und den großen Kohlenwasserstoffozean sehen konnte, der sie umspülte.

Der terranische Stützpunkt auf dem dritten Kontinent sandte uns einen Peilstrahl. Murchison ortete ihn und gab ihn über das E-Gehirn an Heinrichs weiter, der zur Landung ansetzte.

Die terranische Basis bestand aus ein paar Blockhäusern, einer ausgedehnten Kaserne und einer großen Radarschüssel – alles auf einer beinahe mathematisch genauen Ebene. Shaula II war eine große Welt der Ebenen. Kolumbus hätte

sich wohl sehr plagen müssen, um den Leuten zu beweisen, daß *diese* Welt auch eine Kugel war!

Murchison leitete uns zu einer glasig aussehenden Fläche in der Nähe des Stützpunktes, und wir setzten auf. Die *Felicific* ächzte und stöhnte ein wenig, als die Landestützen ihr Gewicht aufnehmen sollten. Im ganzen Schiff flammten grüne Lämpchen auf. Wir durften hinausgehen.

Ein Empfangskomitee wartete draußen: acht Mitglieder der Stützpunktbesatzung, lediglich in kurze Hosen gekleidet. Auf dem backofenheißen Shaula II scherte sich niemand um Bekleidungs Vorschriften. Die acht schienen sichtlich erfreut, uns zu sehen.

Über die flache sandige Ebene kamen ein weiteres Dutzend Männer auf uns zu, und dahinter konnte ich noch mehr sehen. Sie freuten sich selbstverständlich darüber, daß wir hier waren. Achtundzwanzig von ihnen hatten ein volles Jahr auf Shaula hinter sich gebracht, und jetzt stand ihnen ein Jahr Heimaturlaub zu.

Und da waren noch andere Wesen – die sich uns näherten. Sie kamen langsam und würdevoll. Ich hatte erwartet, daß ich von den Shaulanern beeindruckt sein würde, und ich war es auch.

Sie waren aufrecht gehende Zweibeiner von vielleicht einem Meter zwanzig Größe und langen dünnen Armen, die ihnen bis zu den Knien hingen. Ihre graue Haut war körnig und rauh, und ihre dunklen Augen – sie hatten drei davon, die im Dreieck angeordnet waren – saßen tief in den Höhlen. Eine Art Kapuze wuchs ihnen vom Nacken über den runden haarlosen Kopf. Die Fremden waren sechs an der Zahl, und selbst der jüngste von ihnen schien mir uralte.

Ein junger Mann mit gebräuntem Gesicht und aufgetriebenen Sternen trat vor und sagte: „Ich bin General Gloster. Ich bin der Leiter des Stützpunktes hier.“

Der Kapitän erwiderte seinen Gruß. „Knight von der *Felific*. Wir haben Ablösung für einige Ihrer Leute.“

„Das will ich auch verdammt hoffen“, sagte Gloster. „Wäre ziemlich albern, den ganzen Weg ohne die Leute zu kommen.“

Wir lachten alle ein wenig über den Scherz. Inzwischen waren wir von mindestens fünfzig Erdmenschenn umringt – wahrscheinlich die gesamte Besatzung des Stützpunktes – und den sechs Fremden.

Die achtundzwanzig jungen Männer, die wir mitgebracht hatten, sahen sich neugierig um und schienen sich über den heißen, trockenen, flachen Planeten, der das ganze nächste Jahr ihre Heimat sein würde, keinen Illusionen hinzugeben.

Die Mannschaft der *Felific* hatte sich in einem kleinen Knäuel um die Schiffsschleuse gesammelt. Die meisten von ihnen schienen meine Empfindungen zu teilen – Freude darüber, daß wir bereits in wenigen Tagen wieder auf dem Heimweg sein würden.

Murchison schielte zu den sechs Fremden hinüber. Ich fragte mich, was er wohl denken mochte.

Wir schlenderten die halbe Meile zu der Ansiedlung hinüber. Gloster schritt neben Knight und mir und erging sich in Lobreden über den großen Fortschritt, den der Stützpunkt machte. Die achtundzwanzig ‚Neuen‘ mischten sich unter die achtundzwanzig Männer, die sie ablösten. Murchison ging für sich allein. Er wühlte bei jedem Schritt, den er machte, ganze Staubfontänen auf und war wie üb-

lich mürrisch. Die sechs Fremden folgten uns in einigem Abstand.

„Wir bauen die ganze Zeit“, erklärte Gloster, als wir uns innerhalb der Umfriedung befanden. „Die Radarschüssel dort oben war beispielsweise letztes Mal noch nicht da.“

Ich sah mich um. „Sieht gut aus, General.“ Es war eigenartig, einen Mann, der nur halb so alt war wie er, *General* zu nennen, aber so ist das eben manchmal bei der Raummarine. „Wann wollen Sie Ihr Teleskop aufbauen?“

„Vielleicht nächstes Jahr.“ Er blickte durch das Fenster auf die eintönige Landschaft hinaus. „Wir bauen die ganze Zeit. Müssen etwas aus diesem Planeten machen. Wir tun hier verdammt gute Arbeit – in ein paar Jahren kennen Sie das Nest hier nicht mehr.“

„Und was ist mit den Eingeborenen?“ fragte der Kapitän. „Haben Sie viel Berührung mit ihnen?“

Gloster zuckte die Achseln. „Soviel sie zulassen. Sie sind eine sehr stolze alte Rasse – und nur noch eine Handvoll von ihnen ist übrig. Aber früher müssen sie einmal großartige Burschen gewesen sein.“

Glosters jugenhafter Enthusiasmus begann mir auf die Nerven zu gehen. „Meinen Sie, wir könnten, ehe wir zurückfliegen, mit einem von den Eingeborenen sprechen?“

„Ich will sehen, was sich machen läßt.“ Gloster griff nach dem Telefon. „McHenry? Sind Eingeborene in der Umfriedung? Gut. Schicken Sie ihn uns herauf, ja?“

Ein paar Augenblicke später erschien einer der Soldaten Hand in Hand mit einem Eingeborenen. Aus der Nähe - gesehen wirkte der Shaulaner beinahe erschreckend alt. Ein

Labyrinth von Runzeln und Fältchen überzog sein nasenloses Gesicht von den im Dreieck angeordneten Augen über die punktförmigen Nasenlöcher herunter bis zu dem herunterhängenden Mund mit den wulstigen Lippen.

„Das ist Azga“, sagte Gloster. „Azga. ich möchte Ihnen Kapitän Knight und Zweiten Offizier Loeb von der *Felicitic* vorstellen.“

Das Wesen verbeugte sich linkisch und sagte mit tiefer, beinahe menschlich klingender Stimme: „Ich freue mich über Ihre Anwesenheit, Kapitän Knight und Zweiter Offizier Loeb.“

Azga richtete sich mühsam wieder auf, und seine drei Augen hefteten sich auf die meinen. Ich hätte am liebsten weggesehen, aber das ging natürlich nicht. So erwiderte ich seinen Blick – es war, als wenn man in einen Spiegel sieht, der sein Bild verzerrt.

Und doch war etwas Ruhiges, Weises und Gutes an diesem grotesken Geschöpf, etwas furchtbar Zerbrechliches. Die rauhe graue Haut sah wie seltenes Leder aus, und der Hautvorsprung über dem Kopf schien alle Sorgen und Bedrängnisse von ihm fernzuhalten. Ein Moderduft ging von dem Fremden aus.

Wir sahen einander an – Knight und Gloster und McHenry und ich – und blieben stumm. Was sollten wir jetzt sagen, jetzt, da der Eingeborene da war? Gab es irgend etwas, was dieses uralte Wesen nicht schon wußte?

Ich wollte gerade den Mund aufmachen, als das scharfe Summen des Telefons das peinliche Schweigen durchschnitt.

Gloster nickte McHenry zu, worauf dieser abhob. Der

Mann lauschte einen Augenblick und sagte dann: „Für Sie, Kapitän Knight.“

Knight nahm erstaunt den Hörer in Empfang. Nach ein paar Augenblicken wandte er sich zu mir um. „Loeb, fordern Sie einen Wagen an und fahren Sie zum Schiff zurück. Murchison hat sich mit einem der Eingeborenen angelegt.“

*

Ich raste hinunter und entdeckte einen Rekruten, der an einem Wagen beschäftigt war. Wenige Minuten später hielten wir vor der Schleuse der *Felicific*.

Ein junger Matrose stand an der offenen Schleuse.

„Wo ist Murchison?“ fragte ich.

„Drunten in der Funkkabine, Sir. Er hat einen Fremden bei sich. Das wird Ärger geben.“

Ich erinnerte mich an Denebola und rannte die Treppe hinunter.

Die Funkkabine war Murchisons Allerheiligstes, eine kleine Zelle auf dem Astrodeck, wo er arbeitete und das gesamte Fernmeldesystem der *Felicific* in Schuß hielt.

Ich riß die Tür auf und sah ihn am anderen Ende der Kabine. Er hielt einen schweren Schraubenschlüssel in der Hand und bedrohte damit einen Shaulaner, der mir seinen Rücken zuwandte und Murchison gegenüber klein und hilflos wirkte.

Murchison sah mich sofort. „Verschwinden Sie hier, Loeb. Das geht Sie nichts an.“

„Was geht hier vor?“ herrschte ich ihn an.

„Dieser Fremde hat herumgeschnüffelt. Der kriegt jetzt eins mit dem Schraubenschlüssel ab.“

„Ich wollte nichts Böses“, dröhnte die Stimme des Fremden traurig. „Nur philosophisches Interesse an Ihren seltsamen Maschinen, sonst nichts. Wenn ich einen Ihrer Bräuche damit verletzt habe, bitte ich untertänigst dafür um Entschuldigung. Mein Volk will niemanden beleidigen.“

Ich stellte mich zwischen die beiden, sorgfältig bedacht, nicht in Reichweite von Murchisons Schraubenschlüssel zu kommen. Er stand mit geblähten Nüstern und funkelnden Augen da. Sein Atem ging schwer und keuchend.

Er ging zwei Schritte auf mich zu. „Ich habe gesagt, Sie sollen hier verschwinden. Das ist meine Kabine, Loeb. Niemand hat hier etwas zu suchen.“

„Legen Sie diesen Schraubenschlüssel weg, Murchison. Das ist ein dienstlicher Befehl.“

Er lachte verächtlich. „Als Signaloffizier hat mir niemand außer dem Kapitän etwas zu befehlen, wenn ich der Meinung bin, daß die Sicherheit des Schiffes in Gefahr ist. Und dieser Meinung bin ich. Hier ist ein gefährlicher Fremder an Bord.“

„Seien Sie doch vernünftig“, bat ich. „Der Shaulaner ist nicht gefährlich. Er wollte sich nur umsehen. Er war nur neugierig.“

Der Schraubenschlüssel drohte. Ich wünschte, ich hätte einen Strahler bei mir, aber ich hatte natürlich nicht daran gedacht, eine Waffe mitzubringen. Der Fremde sah Murchison ganz ruhig an, als verlief er sich darauf, daß der andere unter keinen Umständen jemand so Alten und Gebrechlichen schlagen würde.

„Sie gehen am besten“, sagte ich zu dem Fremden.

„Nein!“ brüllte Murchison. Er schob mich beiseite und griff den Shaulaner an.

Der Fremde stand ruhig und reglos da. Ich versuchte Murchison wegzuziehen, aber das war unmöglich.

Wenigstens benutzte er den Schraubenschlüssel nicht. Er ließ ihn klirrend auf den Boden fallen und schlug den Fremden mit der flachen Hand ins Gesicht. Der Shaulaner trat einen Schritt zurück. Ein blauer Blutfaden rann aus seinem Mund.

Murchison hob zum zweitenmal die Hand. „Verdammter Schnüffler. Ich werde dich lehren, in meiner Kabine herumzustöbern!“ Wieder traf seine Hand den Fremden.

Diesmal fiel der Shaulaner wie ein Klappmesser zusammen und blieb auf dem Boden liegen. Seine drei tief-schwarzen Augen richteten sich anklagend auf Murchison.

Murchison erwiderte den Blick. Die beiden blickten einander eine lange Weile starr an, daß es förmlich den Anschein hatte, als wären ihre Augen durch ein unsichtbares Band verbunden. Schließlich wandte Murchison den Blick ab.

„Hinaus!“ murmelte er.

Der Shaulaner stand auf und ging. Er hinkte noch ein wenig, schien ansonsten jedoch unverletzt. Diese Fremden waren zäher als es den Anschein hatte.

„Ich schätze, Sie werden mich jetzt in die Arrestzelle stecken“, sagte Murchison zu mir. „Okay, ich komme freiwillig mit.“

*

Das taten wir jedoch nicht, denn dadurch hätten wir gar nichts gewonnen. Statt dessen bekam er die ‚stumme Behandlung‘.

Die Männer vom Stützpunkt wollten überhaupt nichts mit ihm zu tun haben, denn sie hatten in ihrem einen Jahr auf Shaula einen Respekt für die Fremden entwickelt, der beinahe an Verehrung grenzte, und ein Mann, der sich nicht scheute, körperliche Gewalt anzuwenden – nun, er war einfach nicht wert, daß man auch nur ein Wort an ihn verschwendete.

Auch die Leute unserer Mannschaft schlugen einen großen Bogen um ihn. Er ging zwischen uns herum, eine machtvolle Gestalt mit dem Stempel des Ärgers und der Einsamkeit im Gesicht und sprach keinen von uns an, und niemand von uns sprach mit ihm. Jedesmal, wenn er einen von den Fremden sah, war er darauf bedacht, einen möglichst großen Umweg um ihn zu machen.

Murchison bekam einen zweiten Minuspunkt in seine psychologische Beurteilung verpaßt, und dieser Minuspunkt bedeutete, daß er nie wieder eine Welt würde besuchen dürfen, die von intelligenten Wesen bewohnt war. Das war eine Vorschrift des Raumbüros, eine der vielen Vorschriften, die immer dann in Kraft traten, wenn das Unglück schon passiert war.

So vergingen drei Tage auf Shaula. Am vierten Tag nahmen wir die achtundzwanzig abgelösten Männer an Bord, verabschiedeten uns von Gloster und seinem Stab sowie den achtundzwanzig Männern, die wir herausgebracht hatten und – mit einem gewissen Schuldgefühl – von den Shaulanern.

Die sechs, darunter auch der eine, der den Zusammenstoß mit Murchison gehabt hatte, erschienen zu unserem Start. Sie wünschten uns ohne eine Spur von Bitterkeit Glück, und ich wunderte mich zum hundertsten Male über ihre Geduld, ihre Weisheit und ihr Verständnis.

Ich hielt Azgas rauhe Hand in der meinen und brachte endlich fertig, ihm das zu sagen, was ich schon seit unserem ersten Zusammentreffen hatte sagen wollen – wie sehr wir hofften, eines Tages auch das geistige Gleichgewicht und die innere Ruhe der Shaulaner zu erreichen. Er lächelte freundlich und sagte noch einmal Lebewohl, und dann kletterte ich in das Schiff.

Wir führten die üblichen Klarschiff-Prüfungen vor dem Start durch und machten uns dann bereit zum Abflug. Die Fernmeldeanlage funktionierte hervorragend – Murchison schien seine üblichen Klagen diesmal ganz vergessen zu haben – und wir starteten in Rekordzeit.

Ein paar Tage Flug mit Ionenantrieb, drei Wochen Hyper, ein paar Tage Bremsbeschleunigung mit Ionenmotor, und wir würden wieder auf der Erde sein.

*

Die Wochen schleppten sich natürlich langsam hin. Wenn die Erde vor einem liegt, ist das immer so. Aber nach dem unendlichen Grau des Hyperfluges kam jenes plötzliche Ziehen, und dann das Gefühl des Dahingleitens, als der Bohling-Generator uns in den Normalraum zurückwarf.

Ich drückte den Knopf meines Sprechgerätes und hörte

Navigator Henrichs gerade sagen: „Murchison, die Koordinaten bitte.“

„Augenblick“, knurrte Murchison. „Sie kriegen Ihre Koordinaten, sobald ich sie habe.“

Eine kleine Weile war es still, dann fragte Kapitän Knight: „Murchison, was ist mit den Koordinaten? Warum kommen die nicht? Wo sind wir denn überhaupt? Schalten Sie doch die Bildschirme ein!“

„Bitte, Kapitän.“ Murchisons schwere Stimme klang erstaunlich höflich. Und dann war der gute Eindruck wieder dahin. „Bitte seien Sie jetzt so freundlich und halten Sie die Klappe, damit ich nachdenken kann.“

„Murchison ...“, wollte Knight aufbrausen und hielt dann inne. Das eine wußten wir alle über unseren Signaloffizier: er tat, was ihm paßte. Niemand konnte ihn zu etwas zwingen.

So warteten wir, während wir in der Nähe der Erde blind um unsere Längsachse taumelten. Solange Murchison es nicht für richtig hielt, uns die Koordinaten anzugeben, gab es keine Methode, das Schiff zu landen.

Weitere drei Minuten verstrichen. Dann flackerte das Signallämpchen für den Privatstromkreis auf, über den Knight nur zu mir sprechen konnte. „Loeb, gehen Sie in die Funkkabine hinunter und sehen Sie nach, was bei Murchison los ist“, sagte er. „Wir können nicht ewig hierbleiben.“

Ich steckte mir einen Strahler ein – ich mache ungern denselben Fehler zweimal – und verließ meine Kabine. Ich ging zum Mittelgang, bog nach links ab, ließ mich durch den Gravitationsschacht fallen und stand vor Murchisons Tür.

Ich klopfte an.

„Verschwinden Sie hier, Loeb!“ bellte Murchison von innen.

Ich hatte nicht daran gedacht, daß er eine einseitige TV-Anlage vor seiner Tür hatte. „Lassen Sie mich hinein, Murchison“, rief ich. „Lassen Sie mich hinein, oder ich zerstrahle Ihnen das Schloß.“

Ich hörte ein lautes Seufzen und dann das Klicken des Schlosses. „Dann kommen Sie meinetwegen herein.“

Ich drückte die Tür auf und schob meinen Kopf und die Mündung des Strahlers hinein, da ich schon halb damit rechnete, daß Murchison mich anspringen würde. Aber er saß an einem mit Geräten aller Art bedeckten Tisch und kritzelte Notizen. Das überraschte mich. Ich blieb stehen und wartete, daß er aufblickte.

Das tat er schließlich auch. Ich staunte, als ich sein Gesicht sah: verstört, blaß, angespannt. Ich hatte noch nie zuvor auf Murchisons Gesicht einen solchen Ausdruck gesehen.

„Was ist denn los?“ fragte ich. „Wir warten alle, daß wir weiterfliegen können ...“

Er drehte sich ganz herum und sah mich an. „Sie wollen wissen, was los ist, Loeb? Nun gut, hören Sie zu: das Schiff ist blind. Keines der Geräte zeigt etwas an. Keine Entfernungsmesseranzeige, kein Bildschirm, nichts! Sie können sich ja die Koordinaten ausdenken, wenn Sie das fertigbringen.“

*

Eine halbe Stunde später fand eine kleine Besprechung im Gemeinschaftsraum statt. Murchison war dort und Knight, ich selbst, Navigator Heinrichs und drei von unseren ‚Passagieren‘.

„Wie ist das passiert?“ wollte Knight wissen.

Murchison zuckte die Achseln. „Das geschah, während wir im Hyperraum waren.“

Knight sah Heinrichs an. „Haben Sie jemals gehört, daß so etwas passiert ist?“ Er schien Murchison zu verdächtigen, irgendwelche Dummheiten gemacht zu haben.

Aber Heinrichs schüttelte den Kopf. „Nein. Und dafür gibt es auch einen guten Grund: Wenn einem Schiff so etwas passiert, kommt es nicht zurück, daß jemand davon erzählen könnte.“

Kapitän Knights Gesicht war grau. „Und was könnte das verursacht haben?“ fragte er besorgt.

„Niemand weiß, wie die Umweltbedingungen im Hyperraum sind“, sagte Heinrichs. „Es kann ein magnetisches Feld gewesen sein, wie Murchison meint. Oder irgend etwas anderes. Die Frage ist nicht, was es verursacht hat, Kapitän – die Frage ist, wie wir landen sollen!“

„Murchison, besteht die leiseste Aussicht, daß Sie die Instrumente reparieren können?“

„Nein.“

„Und das ist alles – einfach *nein*? Zum Teufel, Mann, Sie haben doch früher auch schon mit den Instrumenten wahre Wunder vollbracht.“

„Nein“, wiederholte Murchison ausdruckslos. „Ich habe es versucht. Da ist nichts, was ich machen könnte.“

„Das heißt also, daß wir am Ende sind, nicht?“ fragte Carney, einer der Marinesoldaten. „Wir hätten also genau-sogut auf Shaula bleiben können. Dann wären wir wenigstens noch am Leben.“

„Es sieht ziemlich lausig aus“, gab Heinrichs zu. Er run-

zelte die Stirn. „Eine Blindlandung dürfen wir nicht wagen. Wir können nichts tun. Absolut nichts.“

„Eine Möglichkeit gibt es noch“, erklärte Murchison.

Alle Augen wandten sich ihm zu.

„Nämlich?“ fragte Knight.

„Steckt einen Mann in einen Raumanzug und verankert ihn an der Außenwand. Er kann uns hereinlotsen – er würde sehen, wenn auch wir nichts sehen.“

„Er würde verbrennen, sobald wir auf die Erdatmosphäre treffen“, sagte ich. „Wir würden einen Mann verlieren und trotzdem blind sein.“

Murchison schob die Unterlippe vor. „Die Schiffshöhe könnte man ja durch die Temperatur der Außenhaut bestimmen, wenn man nahe genug an die Erde herangekommen ist. Außerdem, sobald das Schiff innerhalb der Ionosphäre ist, ist ja eine Einpeilung per Radio möglich. Das Problem ist, nur so weit zu kommen.“

„Ich glaube, es ist einen Versuch wert“, sagte Kapitän Knight. „Ich schätze, wir werden losen. Loeb, holen Sie ein paar Spaghetti aus der Kombüse, damit wir sie als Strohhalm benutzen können.“ Seine Stimme klang grimmig.

„Lassen Sie nur“, sagte Murchison.

„Wie bitte?“

„Ich sagte: ‚Lassen Sie nur‘ – Sie brauchen nicht zu losen. Ich gehe.“

„Murchison ...“

„*Mund halten!*“ bellte er. „Meine Abteilung hat versagt, folglich werde ich hinausgehen. Ich melde mich freiwillig, klar? Wenn noch jemand Lust hat, kann er sich mit mir darum boxen.“ Er sah sich in der Runde

um. „Ich höre keine Meldungen. Ich nehme also an, daß der Job mir gehört.“ Der Schweiß strömte ihm über das Gesicht.

Eine Weile herrschte verblüfftes Schweigen, das erst Carney mit der gemeinsten Bemerkung brach, die ich je gehört habe. „Sie wollen wohl wiedergutmachen, daß Sie diesen wehrlosen Shaulaner geschlagen haben, was, Murchison? Und jetzt wollen Sie den Helden spielen, um das wieder auszugleichen?“

Aber Murchison wandte sich nur zu Carney um und sagte ruhig: „Sie sind genauso blind wie die anderen. Sie wissen nicht, wie verkommen diese *wehrlosen* Shaulaner sind, keiner von Ihnen weiß das. Und Sie wissen auch nicht, was sie uns angetan haben.“ Er spuckte aus. „Sie machen mich krank. Ich gehe jetzt hinaus.“

Er drehte sich um und ging weg – um in seinen Raumanzug zu steigen und auf die Außenhaut des Schiffes hinauszuklettern.

*

Murchisons Anweisungen von der Außenwand des Schiffes aus erlaubten Heinrichs, uns zu landen. Es war eine großartige Teamarbeit.

In fünfzehn Kilometern Höhe über der Erde setzte Murchisons Stimme plötzlich aus. Aber bis dahin konnten wir schon die Funksendungen vom Boden empfangen und gingen in Gleitflug über.

Später sagte man uns, es hätte ausgesehen, als flammte eine Kerze auf dem Schiffsrücken. Eine helle klare Flamme.

me loderte einen Augenblick auf, als wir in die Atmosphäre eindrangen.

Und ich erinnere mich auch an Murchisons Gesichtsausdruck, als er hinausging. Er war angespannt, verbittert, gequält – als *zwingt* ihn etwas, dorthinauszuweichen – als hätte er gar keine eigene Wahl gehabt, seine Märtyrerrolle zu spielen oder nicht.

Ich denke oft darüber nach. Niemand hat je zuvor Murchison gezwungen, etwas zu tun – bis damals.

Wir halten die Shaulaner für sanft, weich, wehrlos. Murchison legte sich mit einem von ihnen an und starb.

Sanft und weich, ja – aber wehrlos ...?

Vielleicht haben sie unser Schiff irgendwie sabotiert und Murchison zur Selbstaufopferung gezwungen, weil er wußte, daß er Schuld auf sich geladen hatte. Ich weiß nicht.

Irgendwie schmälert das seinen Ruhm.

Aber manchmal denke ich, daß Murchison betreffs der Shaulaner doch recht hatte. Jedenfalls fahre ich nie mehr dort hin. Selbst wenn das Elektronengehirn mich aussuchen sollte ...

Die Gesänge des Sommers

(THE SONGS OF SUMMER)

1. Kennon

Ich war unterwegs, um am Singen teilzunehmen und Corilanns Versprechen einzulösen. Ich ging gerade über das Feld, als plötzlich der Mann auftauchte, der Mann namens Chester Dugan. Er schien vom Himmel zu fallen.

Ich beobachtete, wie er ein paar Augenblicke benommen um sich sah. Ich wußte nicht, woher er so plötzlich gekommen war oder weshalb er hier war. Er war klein – kleiner als irgendeiner von uns und fett – fett auf eine unappetitliche Art und Weise, hatte Runzeln im Gesicht und einen stoppeligen Bart. Ich hatte es eilig, zum Singen zu kommen, und so kümmerte ich mich nicht weiter um ihn, als er auf den Boden fiel, sondern ging weiter. Aber er rief mir in einer barbarischen Sprache, die ich nur mit Mühe als mit unserer eigenen Sprache verwandt erkannte, nach.

„He du!“ rief er, „helf mir doch!“

Er schien Schwierigkeiten zu haben, und so ging ich zu ihm und war ihm beim Aufstehen behilflich. Er keuchte und schien völlig durcheinander. Als ich sah, daß er wieder ohne Hilfe stehen konnte und mich nicht mehr zu brauchen schien, ging ich weiter, denn ich hatte es eilig, zum Singen zu kommen und wollte mich nicht in die Angelegenheiten dieses Mannes mischen. Letztes Jahr hatte ich zum erstenmal an dem Singen bei Dandrin teilgenommen, und es hatte mir sehr gut gefallen. Damals hatte Corilann ihr Versprechen abgegeben. Ich hatte es also sehr eilig.

Aber er rief mir wieder nach. „Laß mich nicht allein!“ schrie er. „He, du kannst doch nicht einfach so weggehen! Hilf mir!“

Ich wandte mich um und ging zurück. Er trug seltsame Kleider – sie waren ausgesprochen häßlich und eng und paßten nicht zueinander. Er ging im Kreise herum, offensichtlich um sein Gleichgewicht wieder zu erlangen. „Wo bin ich?“ fragte er mich.

„Auf der Erde natürlich“, sagte ich.

„Nein“, brummte er. „Das meine ich nicht, Idiot. Wo auf der Erde?“

Das verstand ich nicht. ‚Wo auf der Erde?‘ Hier einfach – mehr wußte ich auch nicht. Auf der großen Ebene zwischen meinem Haus und dem von Dandrin, wo das Singen stattfinden wird. Ich begann unruhig zu werden. Dieser Mann schien schwerkrank, und ich wußte nicht, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich war froh, daß ich zum Singen ging, denn allein hätte ich bestimmt nicht helfen können. Ich erkannte, daß ich doch nicht so selbständig war, wie ich immer dachte.

„Ich gehe zum Singen“, sagte ich. „Du auch?“

„Ich gehe gar nirgends hin, bevor du mir nicht sagst, wo ich bin und wie ich hierhergekommen bin. Wie heißt du?“

„Kennon. Du bist jetzt auf der großen Ebene in der Nähe von Dandrins Haus, wo das Singen sein wird, denn es ist Sommer. Komm’, ich habe es eilig. Du kannst ja mit mir gehen, wenn du willst.“

Ich machte mich zum zweitenmal auf, und diesmal begann er mir zu folgen. Wir gingen eine Weile schweigend dahin.

„Sag’, Kennon“, meinte er nach vielleicht hundert Schritten, „vor zehn Sekunden war ich in New York, jetzt bin ich hier. Wie weit ist es von hier nach New York?“

„Was ist New York?“ fragte ich. Auf diese Frage hin zeigte er Anzeichen von Ungeduld und Ärger, und ich begann mir Sorgen zu machen.

„Wo haben sie dich denn losgelassen?“ schrie er. „Du hast noch nie etwas von New York gehört? Du hast noch nie etwas von *New York* gehört? New York“, erklärte er

dann, „ist eine Stadt mit acht Millionen Einwohnern und liegt am Atlantischen Ozean, an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Amerika. Jetzt mach mir bloß nicht vor, daß du davon noch nie gehört hast.“

„Was ist eine Stadt?“ fragte ich verwirrt. Darauf wurde er noch ärgerlicher. Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum.

„Gehen wir schneller“, sagte ich. Ich hatte jetzt erkannt, daß ich offensichtlich unfähig war, mit diesem Mann zu reden und wollte schnell zum Singen kommen – wo vielleicht Dandrin oder die anderen ihn verstehen würden.

Er fragte noch weiter, doch meine Antworten schienen ihn nicht zu befriedigen ...

2. *Chester Dugan*

Ich weiß nicht, was geschah oder wie – ich weiß nur, daß ich plötzlich *hier* war. Einen Weg zurück scheint es nicht zu geben, aber das ist mir egal, mir geht es hier gut, und ich werde diesen Hohlköpfen schon zeigen, wer der Boss ist.

Das letzte was ich weiß, war, daß ich in die U-Bahn stieg, dann gab es eine Explosion und einen grellen Lichtblitz, und ehe ich sah, was passiert war, verlor ich das Bewußtsein und kam irgendwie hierher.

Ich landete auf einem großen Feld, wo weit und breit nichts zu sehen war. Ich brauchte ein paar Minuten, um den Schock zu überwinden. Ich glaube, ich bin hingefallen, aber das weiß ich nicht bestimmt. Das ist zwar nicht meine Art, aber das war etwas Außergewöhnliches, und es kann durchaus sein, daß ich für kurze Zeit die Besinnung verlor.

Jedenfalls kam ich gleich wieder zu mir und blickte mich um, und da sah ich den jungen Burschen in seinem wallenden Gewand ganz in der Nähe über das Feld gehen.

Als ich merkte, daß er gar keine Anstalten machte, mir zu Hilfe zu kommen, schrie ich ihm nach. Er kam her, half mir beim Aufstehen und wollte dann wieder weitergehen – ganz ruhig, als wäre nichts passiert. Ich mußte ihm noch einmal nachschreien, denn er schien gar keine Lust zu haben, sich um mich zu kümmern.

Ich versuchte aus ihm herauszubringen, wo wir waren, aber er spielte den Dummen. Er wußte nicht, wo wir waren, wußte nicht, wo New York war, nicht einmal was eine Stadt ist – das behauptete er wenigstens. Normalerweise hätte ich ihn für einen Verrückten gehalten, aber ich wußte nicht, was mir selbst zugestoßen war, und so hätte es gut sein können, daß ich der Verrückte war und nicht er.

Jedenfalls kam ich mit ihm auf keinen grünen Zweig, und so gab ich es auf. Er sagte nur immer wieder, daß er zum Singen gehen wollte, und so wie er das sagte, schien das etwas sehr Wichtiges für ihn zu sein. Er sagte, dort wären Männer, die mir helfen könnten.

Aber ich weiß auch heute noch nicht, wie ich hierherkam. Selbst nachdem ich eine Menge Leute gefragt hatte, konnte keiner mir sagen, wie es kam, daß ich im Jahre 1968 in eine U-Bahn stieg und in einem freien Feld irgendwann im 35. Jahrhundert landete. Diese Esel haben sogar die genaue Zeitrechnung verloren.

Aber hier bin ich, und das ist alles, worauf es ankommt. Und alles, was vorher war, ist dahin. Ich muß von vorne

wieder anfangen – sozusagen von der Pike auf. Und das ich, Dugan! Aber es wird schon werden.

Nachdem dieser junge Bursche und ich eine Weile über die Felder gestiefelt waren, hörte ich Stimmen. Es begann inzwischen zu dämmern. Ich habe noch gar nicht erwähnt, daß es im Jahre 1968 gerade November wurde, aber hier regierte der Sommer. Die Luft roch frisch und angenehm, ganz anders als dieser Mief, den man in New York einatmet.

Der Gesang wurde immer lauter, je näher wir kamen, aber als wir in Sichtweite waren, hörte er plötzlich auf.

Sie saßen in einem großen Kreis, zwanzig oder dreißig vielleicht, und trugen alle leichte, luftige Kleidung. Sie sahen uns alle an, als wir näher kamen.

Ich hatte das Gefühl, daß sie meine Gedanken lasen.

Das Schweigen hielt ein paar Minuten an, dann begannen sie wieder zu singen. Ein großer dürrer Bursche sang vor, und die anderen antworteten im Chor. Um mich kümmerten sie sich überhaupt nicht. Ich ließ sie eine Weile weitersingen, bis ich einen Plan hatte – ich halte nämlich nichts davon, mich kopfüber in eine Sache zu stürzen, ehe ich nicht genau weiß, was ich tue.

Ich wartete, bis der Gesang etwas leiser wurde und schrie dann: „Halt!“ Ich trat in ihren Kreis.

„Mein Name ist Dugan“, sagte ich laut und deutlich, „Chester Dugan. Ich weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin und ich weiß nicht, wo ich bin, aber ich gedenke eine Weile zu bleiben. Wer ist hier der Boss?“

Sie sahen einander verwirrt an, und schließlich trat ein alter Mann mit einem schmalen Gesicht aus dem Kreis.

„Mein Name ist Dandrin“, sagte er mit leiser Stimme. „Nachdem ich der Älteste hier bin, werde ich für die anderen sprechen. Woher kommst du?“

„Das ist es ja gerade“, sagte ich. „Ich bin aus New York City, Vereinigte Staaten von Amerika, Planet Erde, Sonnensystem. Sagt Ihnen irgendeiner dieser Namen etwas?“

„Es sind Namen“, erklärte Dandrin. „Aber ich weiß nicht, wofür diese Namen stehen. New York City, Vereinigte Staaten von Amerika. Wir haben keine solchen Begriffe.“

„Nie von New York gehört?“ Jetzt redete der genauso blödes Zeug wie dieser dumme Kennon. „New York ist die größte Stadt der Welt, und die Vereinigten Staaten sind das reichste Land.“

Ich hörte ein unterdrücktes Murmeln im Kreise. Dandrin lächelte.

„Ich glaube, jetzt verstehe ich“, sagte er. „Städte, Länder.“ Er sah mich seltsam an. „Sagen Sie – von *wann* kommen Sie?“

Ich erschrak. „1968“, sagte ich. Und ich gebe zu, daß ich anfang, mir Sorgen zu machen.

„Wir leben im fünfunddreißigsten Jahrhundert“, sagte er ruhig. „Wenigstens nehmen wir das an. Wir haben während der Bombenjahre die Zeitrechnung verloren. Aber komm, Chester Dugan, wir unterbrechen das Singen mit unserem Gespräch. Gehen wir zur Seite und reden, damit die anderen weitersingen können.“

Er führte mich beiseite und erklärte mir, wie die Dinge standen. Die Zivilisation war während eines furchtbaren Atomkrieges zusammengebrochen. Diese Leute hier waren

die Überlebenden. Städte, ja selbst kleine Dörfer gab es nicht mehr – die Leute lebten in Gruppen von zwei und drei und kamen nur selten zusammen. Sie *wollten* nicht einmal zusammenkommen, außer im Sommer. Dann versammelten sie sich beim Haus irgendeines alten Mannes – gewöhnlich bei Dandrin, sangen eine Weile und gingen wieder nach Hause.

Offensichtlich gab es in ganz Amerika nur mehr ein paar tausend Menschen. Sie lebten weit verstreut, und es gab kein Geschäft, keinen Handel, keine Kultur – gar nichts mehr. Nur kleine Gruppen von Menschen, die ganz auf sich gestellt lebten, ein wenig Ackerbau betrieben und sangen und sonst nicht sehr viel taten.

Wie der Alte mir das erzählte, begann ich mir die Hände zu reiben – im Geiste natürlich. Etliche Pläne begannen Gestalt anzunehmen.

Er hatte keine Ahnung, wie ich hierhergekommen war, und ich auch nicht – übrigens habe ich das auch heute noch nicht. Ich glaube, das war einfach ein ganz unwahrscheinlicher Zufall – eine Raum-Zeitfalte, oder so etwas. Ich trat einfach genau in dem Augenblick, wo die Falte sich bildete, hindurch und lag auf jenem Feld. Aber Chester Dugan macht sich keine Gedanken über Dinge, die er nicht versteht – er nimmt sie einfach hin.

Ich wußte sofort, daß ich hier mit meiner Kenntnis der Geschäftsmethoden des 20. Jahrhunderts große Chancen hatte.

Als erstes würden natürlich wieder Dörfer eingeführt werden müssen. So wie die Dinge jetzt lagen, war das ja überhaupt keine Zivilisation. Und wenn ich damit erst ein-

mal angefangen hatte, würde ich mit der Zeit all die anderen Dinge wieder einführen, die dieses dekadente Volk verloren hatte: Geld, Vergnügungsindustrie, Sport, Geschäft. Und wenn wir dann einmal wieder Maschinen hatten, konnte es weitergehen. Wir würden anfangen, an einer Stadt zu arbeiten und uns auszubreiten.

Ich dankte meinem Schicksal, daß es mich hierher versetzt hatte. Diese Leute würden Wachs in meiner Hand sein ...

3. Corilann

Kennon war damit einverstanden, daß ich es tat. Kurz nachdem das Singen an diesem Abend vorüber war, kam Dugan zu mir, und ich merkte an dem Ton seiner Rede, daß er mich für die Nacht haben wollte. Ich hatte mich bereits Kennon versprochen, aber Dugan schien so großen Wert darauf zu legen, daß ich Kennon bat, mich für diesen einen Abend von meinen Versprechen zu entbinden, und das tat er auch.

Es war seltsam, wie Dugan es anstellte, mich zu fragen. Er sprach es nie aus. Und was er in dieser Nacht tat, gefiel mir auch nicht, und er ist auch häßlich.

Er sagte immer wieder: „Du mußt bei mir bleiben, Baby, wir werden große Dinge vollbringen.“ Ich weiß nicht, was er damit meinte.

Die anderen Frauen waren alle am nächsten Morgen sehr neugierig.

Sie wollten wissen, wie es war. Ich sagte ihnen, es hätte mir Spaß gemacht.

Das war eine Lüge. Aber ich ging in der darauffolgenden

Nacht wieder zu ihm, und in der Nacht darauf auch, ohne Rücksicht darauf, was der arme Kennon sagte. Ich konnte nicht anders, obwohl ich gar nicht wollte. Es war einfach etwas an Dugan, das mich anzog – dagegen konnte ich nichts tun. Aber er ekelt mich an ...

4. Dandrin

Es war wirklich seltsam, wie sie alle in gleichmäßigen Reihen dastanden – Leute, die nie Ordnung oder Regeln gekannt hatten – und sich von Dugan sagen ließen, was sie tun sollten. Am Abend des vergangenen Tages waren wir frei und allein gewesen – aber jetzt war Dugan gekommen.

Er reihte alle Leute nebeneinander auf und begann seine Pläne zu erklären, während ich im Schatten saß und ihn beobachtete. Wir bemühten uns wirklich, ihn zu verstehen. Ich erinnerte mich an die Geschichten über die Alten, die ich gehört hatte, aber ich glaubte sie erst, seit ich Dugan in Aktion erlebt hatte.

„Ich verstehe euch Leute nicht“, schrie er uns an. „Diese ganze reiche Welt liegt vor euch da und wartet nur darauf, daß ihr hingehet und sie in Besitz nehmt. Und was macht ihr? – Ihr sitzt da und singt. Ihr singt! Dekadent seid ihr, sonst gar nichts. Ihr braucht eine Regierung – eine Regierung, die weiß, was sie will – und ich bin hier, um sie euch zu geben.“

Kennon und ein paar von den anderen waren an diesem Morgen zu mir gekommen, um mich zu fragen, was geschehen würde. Ich forderte sie auf, nichts zu tun, nur Dugan zuzuhören und zu tun, was er sagte. Ich fühlte, daß wir

ihn so mit der Zeit begreifen würden und lernen, wie wir uns ihm gegenüber verhalten mußten.

Ich sagte nichts, als er befahl, daß niemand nach dem Singen nach Hause gehen sollte. Wir sollten hierbleiben, sagte er, und eine Stadt bauen. Er würde uns all die Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts bringen.

Und wir hörten ihm geduldig zu – alle außer Kennon. Kennon war es, der ihn hierhergebracht hatte, der arme Junge, der wegen des Singens und wegen Corilann gekommen war. Und ausgerechnet Corilann hatte Dugan zu seinem privaten Besitz ausersehen. Kennon hatte sich in der ersten Nacht einverstanden erklärt, in der Meinung, sie würde am nächsten Tag wieder zu ihm zurückkehren – aber sie war bei Dugan geblieben.

In ein paar Tagen waren die Pläne für die Stadt fertig. Ich glaube, der erste Gedanke von uns allen war ‚Warum?‘ – warum will er, daß wir das alles tun?

Warum?

Wir würden ihm Zeit lassen müssen, um seine Pläne auszuführen. Da er keinen Schaden anrichtete, würden wir warten und ihm zusehen und uns fragen, weshalb er das tat ...

5. Chester Dugan

Diese Corilann ist wirklich eine phantastische Frau. Damals in meiner Zeit gab es so etwas nicht. Nachdem Dandrin mir gesagt hatte, wo die ledigen Frauen saßen, sah ich sie mir an und wählte sie aus. Sie sahen alle gut aus, aber Corilann war etwas Besonderes. Damals wußte ich noch nicht, daß sie Kennon versprochen war, sonst hätte ich

vermutlich meine Finger von ihr gelassen – schließlich wollte ich es mir ja mit den Leuten nicht verderben.

Ich fürchte, Kennon hat etwas gegen mich – ich habe ihm sein Mädchen weggenommen, und ich glaube nicht, daß ihm meine Methoden zusagen. Ich werde es mit etwas Psychologie versuchen müssen. Vielleicht mache ich ihn zu meinem Stellvertreter.

Die Stadt macht gute Fortschritte. Beim Singen waren 120 Leute da, und meiner Rechnung nach waren fünfzehn davon alt, und der Rest ziemlich gleichmäßig aufgeteilt. Die jungen Leute sind alles Paare, und ich habe die Häuser schon so geplant, daß jedes Paar eine eigene Wohnung bekommt.

Kinder haben diese Leute ja nicht oft, aber ich werde schon etwas dagegen unternehmen – muß mir etwas einfallen lassen, daß die mit den meisten Kindern irgendwelche Vorteile haben – einen Anreiz sozusagen. Je schneller die Bevölkerung zunimmt, desto besser wird es sein.

Soweit ich gehört habe, gibt es etwa fünfhundert Meilen nördlich von hier einen wilden Stamm, der noch Maschinen und solche Dinge hat. Wenn hier alles funktioniert, werde ich eine Expedition dort hinaufschicken, um diesen Stamm zu besiegen und die Maschinen hierherzubringen.

Das wäre eine Idee – Kennon könnte die Expedition leiten. Das wäre eine verantwortliche Position für ihn und gleichzeitig eine Möglichkeit, daß er ins Gras beißt. Der Bursche macht mir sonst nur Schwierigkeiten – ich wollte, ich hätte ihm sein Mädchen nicht weggenommen.

Aber jetzt ist es schon zu spät, das rückgängig zu machen. Außerdem brauche ich einen Sohn, und zwar schnell.

Wenn Corilanns Baby ein Mädchen sein wird, weiß ich nicht, was ich tun soll. Ich kann meine Dynastie nicht ohne Erben fortsetzen.

Und da ist noch ein Bursche, der mir Kopfzerbrechen macht – Jubilain heißt er. Er ist nicht so wie die anderen – er ist furchtbar empfindlich und schwächlich, und man scheint ihm immer eine Extrawurst zu braten. Er singt auch immer vor. Ich habe es nicht fertiggebracht, ihn zur Mitarbeit am Bau zu bewegen, und ich weiß nicht, ob mir das überhaupt gelingen wird.

Aber ansonsten läuft alles ganz glatt. Ich wundere mich nur, daß der alte Dandrin nichts gegen meine Tätigkeit einzuwenden hat. Die Zeit des Singens ist schon lange vorbei, und doch bleiben alle hier und arbeiten, als bekämen sie von mir dafür bezahlt.

Und das tue ich ja im gewissen Sinne. Ich bringe ihnen die Segnungen der großen verlorenen Zivilisation zurück, deren Vertreter ich bin. Chester Dugan, der Mann aus der Vergangenheit. Ich nehme eine Handvoll Nomaden und baue mit ihnen eine Stadt. Also hat jeder einen Vorteil – die Leute, weil ich es für sie tue, und ich auch. Besonders ich, weil ich der absolute Boss hier bin.

Ich mache mir nur Sorgen wegen Corilanns Baby. Wenn es ein Mädchen ist, bedeutet das eine Verzögerung von mindestens einem Jahr, bis ich einen Sohn haben kann, und wenigstens zehn Jahre, bis ich ihn gebrauchen kann.

Was wohl passieren würde, wenn ich mir eine zweite Frau nähme – Jarinne zum Beispiel? Ich habe sie mir gestern bei der Arbeit angesehen, und sie sah noch besser als Corilann aus. Diese Leute scheinen sowieso den Begriff

der Ehe nicht zu kennen, also würde es ihnen vermutlich gar nichts ausmachen. Wenn dann Corilann ein Mädchen hätte, könnte ich sie Kennon zurückgeben.

Und jetzt fällt mir noch etwas ein! Hier gibt es keine Religion. Ich bin zwar selbst auch kein guter Christ, aber ich weiß, daß die Religion etwas Gutes ist, um die Leute bei der Stange zu halten. Ich werde also einen Priesterstand hier einführen müssen, sobald es etwas leichter geworden ist.

Ich hätte nie gedacht, daß es soviel Arbeit sein würde, eine Zivilisation zu organisieren. Aber sobald alles im Lot ist, kann ich es mir schöner machen. Es ist wirklich ein Vergnügen, mit diesen Leuten zu arbeiten. Ich kann gar nicht abwarten, bis alles von selber läuft. Ich bin hier in zwei Monaten weiter gekommen als in New York in vierzig Jahren.

Da sieht man es wieder: man braucht eine Führernatur, um eine Zivilisation am Leben zu erhalten. Und Chester Dugan ist genau der Mann, den diese Leute brauchen ...

6. Kennon

Corilann hat mir erzählt, daß sie ein Kind von Dugan haben wird. Das hat mich betrübt, denn ebensogut hätte es mein Kind sein können. Aber ich habe Dugan hierhergebracht, also bin ich wohl auch dafür verantwortlich. Wäre ich nicht zum Singen gekommen, dann wäre er auf dem Feld gestorben. Aber jetzt ist es zu spät für solche Gedanken.

Dugan verbietet uns, nach Hause zu gehen, obwohl das

Singen jetzt vorüber ist. Mein Vater wartet zu Hause auf mich, und ehe der Winter kommt, muß noch gejagt werden, aber Dugan hat uns verboten, nach Hause zu gehen.

Dandrin mußte mir erklären, was ‚verbieten‘ ist, aber ich verstehe immer noch nicht, wieso ein Mensch einem anderen sagen kann, was er tun darf und was nicht.

Keiner von uns versteht Dugan ganz – nicht einmal Dandrin, glaube ich. Dandrin bemüht sich am meisten, ihn zu verstehen, aber Dugan ist uns so völlig fremd, daß wir ihn einfach nicht begreifen können.

Er hat uns etwas bauen lassen, was er eine Stadt nennt – viele Häuser, ganz dicht aneinander. Er sagt, der Vorteil dieser ‚Stadt‘ liege darin, daß wir uns gegenseitig beschützen können. Aber wovon schützen? Wir haben keine Feinde.

Ich habe das Gefühl, daß Dugan uns noch weniger versteht als wir ihn. Und ich möchte jetzt zur Jagd nach Hause, da der Sommer nun beinahe vorüber ist und auch das Singen vorbei ist. Ich hatte gehofft, ich könnte Corilann mitnehmen, aber das ist meine eigene Schuld, und ich darf darüber nicht verbittert sein.

Dugan war sehr kühl zu mir. Das wundert mich, da doch ich es war, der ihn zum Singen gebracht hat. Ich glaube, er hat Angst, daß ich ihm Corilann wegnehmen möchte ...

7. Kennon

Diesmal ist Dugan entschieden zu weit gegangen. In der letzten Woche habe ich versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, um zu erfahren, weshalb er das alles eigentlich tut.

Eigentlich wäre das Dandrins Aufgabe gewesen, aber

Dandrin scheint alle Verantwortung in dieser Sache von sich zu schieben und den Dinger, ihren Lauf zu lassen. Dugan zwingt ihn nicht zum Arbeiten, weil er alt ist.

Ich verstehe Dugan überhaupt nicht mehr. Gestern sagte er zu mir:

„Wir werden die Welt beherrschen.“ Was meint er damit? *Beherrschen?*

Will er wirklich allen Menschen sagen, was sie tun und lassen sollen? Wenn alle Leute in Dugans Zeit so waren, ist es wirklich kein Wunder, daß sie alles zerstört haben. Und was ist, wenn zwei Leute ein und demselben Menschen zwei einander widersprechende Befehle geben? Es muß eine seltsame Welt gewesen sein.

Dugan hat mir Jarinne zur Frau angeboten. Jarinne sagt, sie sei bei Dugan gewesen und Corilann wüßte es. Dandrin sagt, ich sollte Jarinne nicht nehmen, weil das Dugan ärgern würde. Aber wenn es ihn ärgert, weshalb hat er sie mir dann angeboten? Und – jetzt komme ich erst darauf – mit welchem Recht kann er mir einen anderen Menschen anbieten?

Jarinne ist eine gute Frau. Ich könnte Corilann mit ihr vergessen.

Und dann sagte mir Dugan noch, daß es bald eine Expedition in den Norden geben würde – wir werden Waffen mitnehmen und die Wilden besiegen. Dugan hat von den Maschinen der Wilden gehört und sagt, er brauchte sie für die Stadt. Ich sagte ihm, ich müßte jetzt gehen, um meinem Vater bei der Jagd zu helfen.

Ich schloß also das Tor auf, das Dugan erst vor ein paar Tagen angebracht hatte, und da tauchte er plötzlich hinter

mir auf. „Du willst wohl abhauen?“ fragte er mich mit seiner rauhen Stimme. „Hier geht keiner, verstanden?“ Er fuchtelte mir mit der Faust vor dem Gesicht herum. „Wir können keine Stadt bauen, wenn jeder einfach geht, sobald es ihm nicht mehr paßt.“

„Aber ich muß gehen“, sagte ich. „Du hast mich hier lange genug festgehalten.“ Ich wollte weitergehen, da schlug er plötzlich mit der Faust auf mich ein, und ich fiel zu Boden.

Ich spürte Blut an meiner Nase, wo er mich getroffen hatte. Die Leute ringsum sahen zu. Ich stand langsam auf.

Ich bin größer und viel stärker als Dugan, aber ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ein Mensch einen anderen schlagen könnte. Aber das ist auch etwas von den Dingen, die mit ihm auf unsere Welt gekommen sind.

Um meiner selbst willen war ich gar nicht so unglücklich – jeder Schmerz hört wieder auf. Aber Jubilain, der Sänger, sah zu, als Dugan mich schlug, und ein Sänger soll vor einem solchen Anblick bewahrt werden. Sie sind anders als wir. Ich fürchte, daß Jubilain dieser Anblick geschadet hat.

Nachdem er mich niedergeschlagen hatte, ging Dugan weg. Ich stand auf und ging wieder zurück. Jetzt will ich nicht mehr weggehen. Ich muß mit Dandrin sprechen. Es muß etwas geschehen ...

8. Jubilain

*Mein Kopf schmerzt. Mein Kopf! Blutig war Kennon ...
Kennon war blutig und Dugan ärgerlich.*

Jubilain ist sehr traurig. Der Kopf schmerzt. Dugan schlug Kennon ins Gesicht. Mit seiner Hand schlug Dugan Kennon.

Das stört mein Lied. Wie kann ich singen, wenn Dugan Kennon schlägt? Es ist gut, daß der Sommer zu Ende geht, denn die Lieder sind vorüber.

Wie kann ich jemals wieder singen? Blutig war Kennon ...

9. Dandrin

Das ist tragisch. Ich bin ein alter Narr! Ich saß wie ein hilfloser alter Mann im Schatten und sah zu, wie Dugan uns zerstörte.

Heute hat er einen Mann geschlagen – Kennon. Kennon, den er von Anfang an schlecht behandelt hat. Der arme Kennon. Dugan hat eine ganz andere Lebensart zu uns gebracht mit seiner Stadt und seinen Toren. Aber das ist nicht das Schlimmste.

Jubilain hat zugesehen, und wir haben unseren Sänger verloren. Jubilain konnte das einfach nicht verarbeiten. Der Geist eines Sängers ist anders als der unsere, er ist ein empfindliches zartes Instrument. Gewalt kann er nicht fassen. Unser Sänger hat den Verstand verloren, es wird keine Lieder mehr geben.

Wir müssen Dugan vernichten. Es ist schade, daß wir so denken müssen wie er und von Vernichtung reden, aber so ist es. Jetzt wird er uns noch den Krieg bringen, und das ist ein Geschenk, das wir nicht brauchen. Die wilden Männer aus dem Norden würden unüberwindliche Gegner für ein Volk sein, das tausend Jahre nicht gekämpft hat.

Ich weiß auch, wie wir es tun müssen. Wenn mein Geist nur stark genug ist, wenn er nur in all den Jahren nicht an der Sonne ausgetrocknet ist. Wenn ich mich mit Kennon verbinden kann und Kennon mit Jarinne und Jarinne mit Corilann und Corilann mit ...

Wenn wir uns verbinden, wird es gelingen. Dugan muß weg. Und das ist die beste Methode. So können wir ihn beseitigen und doch Menschen bleiben ...

10. Chester Dugan

Aller Widerstand ist gebrochen. Jetzt ist es soweit – Chester Dugan, Herrscher der Welt. Viel ist das zwar nicht, aber was zum Teufel – alles gehört mir.

Wirklich erstaunlich, wie das Murren jetzt aufgehört hat. Selbst Kennon hat inzwischen nachgegeben – er ist jetzt mein brauchbarster Mitarbeiter geworden, seit ich ihn damals schlagen mußte. Eigentlich war es ja jammerschade, eine so schöne Nase wie die seine einzuschlagen, aber ich konnte ihn schließlich doch nicht einfach weglaufen lassen.

Er wird die Expedition in den Norden leiten, die morgen aufbricht, und Jarinne wird hierbleiben. Das ist gut. Corilann ist jetzt mit ihrem Baby beschäftigt, und ich brauche ohnehin etwas Abwechslung, denke ich. Sieht ja prächtig aus, Corilanns Bengel, ganz der Papa! Wirklich erstaunlich, wie alles sich jetzt entwickelt.

Ich hoffe, daß wir bald Elektrizität haben werden, aber überzeugt bin ich noch nicht. Die Strömung hier ist ziemlich schwach, und wir werden vielleicht zuerst einen Damm bauen müssen. Bestimmt sogar. Ich werde noch

mit Kennon darüber sprechen müssen, ehe er morgen loszieht.

Aber Spaß macht es schon, eine Zivilisation so aus dem Nichts aufzubauen. Und wie schlank ich geworden bin! Die ganzen Fettpolster, die ich immer mit mir herumschleppte, habe ich schon verloren. Der Hauptgrund ist ja wahrscheinlich, daß es hier kein Bier gibt – noch nicht, aber das wird sich bald ändern. Alles zu seiner Zeit.

Zuerst will ich sehen, was Kennon aus dem Norden mitbringt. Wäre doch herrlich, wenn er eine hydraulische Presse oder einen Generator oder so etwas anbrächte. Und bei meinem Glück wird er das auch wahrscheinlich.

Vielleicht kommen wir noch eine Weile ohne Religion aus. Sprach gestern mit Dandrin darüber, aber er schien nicht viel dafür übrig zu haben, Priester zu werden. Ich könnte es ja auch selbst machen, sobald hier alles ins reine gekommen ist. Ich würde ja ganz gerne so etwas wie ein Heizungssystem bauen, ehe es zu kalt wird. Meiner Schätzung nach befinden wir uns hier irgendwo in New Jersey oder Pennsylvania, und es dürfte ziemlich kalt werden, wenn sich nicht auch das Klima inzwischen geändert hat.

Seltsam, wie alle hier kuschen, wenn ich etwas sage. Die Leute hier haben einfach keinen Mumm, das ist ihr großer Fehler. Das ist der Vorteil an der Zivilisation – man muß Mumm haben, um oben zu bleiben.

Aber ich werde es ihnen schon beibringen. Man wird sich noch Jahrhunderte an mich erinnern. Später werden sie in mir vielleicht eine Art Messias sehen ...

Ich komme immer noch nicht darüber hinweg, wie jetzt

alles wie am Schnürchen funktioniert. Beinahe wie ein Traum. Bis zum nächsten Frühjahr werden wir eine respektable kleine Stadt hier haben ...

11.

„Kennon? Kennon? Hörst du mich?“

„Ich höre dich, Dandrin. Ich hole Jarinne.“

„Hier bin ich. Corilann?“

„Hier Jarinne. Wollen sehen, ob wir Onnar erreichen.“

„Du mußt dich anstrengen!“

„Hier ist Onnar. Und Jekkaman. Hallo, Dandrin.“

„Hallo.“

„Alle da?“

„Einhundertzwanzig.“

„Achtung jetzt – alle bereit?“

„Ja.“

„Gut, dann fangen wir an. Alle zusammen.“

„Hallo? Hallo, Dugan! Hör uns zu, Dugan! Hör uns zu! Hör uns zu, Dugan!“

„Und jetzt mit aller Kraft.“

„Hörst du uns, Dugan?“

12. Dandrin plus Kennon plus Jarinne plus Corilann plus n

Ich denke, wir können unbeschränkt so in Verbindung bleiben, und so kann man wohl sagen, daß Dugans Erscheinen für uns ein unbeschreiblicher Glückszufall war. Dieses neue Ineinander-Verschmelzen ist viel besser, als über Tausende von Meilen Kontakt zu suchen.

Natürlich werden wir diese ‚Gestalt‘ – ein nützliches Wort, habe es in Dugans Geist gefunden – beibehalten müssen, bis Dugan tot ist. Er träumt jetzt ganz friedlich – von was weiß ich für Schlachten und Eroberungen, und ich glaube nicht, daß er wieder erwachen wird.

Vielleicht lebt er noch jahrelang in seinem Traum, und ich muß zusammenbleiben und die Illusion aufrechterhalten, bis er stirbt. Hoffentlich ist er jetzt wenigstens glücklich – das scheint er ja bisher nicht gewesen zu sein.

Und gleich nachdem ich mich gebildet hatte, fiel mir ein, es wäre vielleicht besser, immer so zu bleiben, falls noch mehr Leute wie Dugan aus der Vergangenheit auftauchen sollten. Damals müssen sie alle so gewesen sein. Gut, daß diese Atombomben abgeworfen wurden.

Wir werden Dugans Stadt natürlich stehenlassen. Er hat schon einiges Positives für uns-mich geleistet.

Ich selbst war sein größter Beitrag, ich hätte mich sonst nie geformt. Ich wäre weit verstreut gewesen – Kennon auf seiner Farm. Dandrin hier, Corilann dort. Eine gewisse Verbindung zwischen uns wäre natürlich gewesen – so wie ich es vorher tat, ehe Dugan kam, aber nicht wie das jetzt!

Bleibt noch die Frage, was mit Dugans Kind geschehen soll. Kennon, Corilann und Jarinne haben seine Erziehung in die Hand genommen. Familien brauchen wir jetzt nicht mehr, seit wir „mich“ haben. Ich denke, wir werden Dugans Kind eine Weile bei uns lassen. Wenn sich zeigen sollte, daß er seinem Vater ähnlich wird, können wir ihn ja immer noch in den Schlaf versetzen, dann kann er mit seinem Vater träumen.

Ich würde nur gerne wissen, was Dugan denkt. Jetzt wer-

den all seine Pläne verwirklicht werden, seine Stadt wird wachsen und die ganze Welt bedecken, wir werden kämpfen und töten und plündern und maßlos glücklich sein – wenn auch all diese Dinge nur in seinem Geiste geschehen werden. Wir werden ihn nie verstehen.

Unser nächstes Projekt wird sein, Jubilain zu helfen. Es tut mir wirklich leid, daß er noch nicht bei uns sein kann, denn wie schön wäre ich, wenn ich einen Sänger in mir hätte. Das wäre ein herrliches Verschmelzen. Aber auch das wird kommen. Ich werde geduldig die Fäden von Jubilains in Unordnung gebrachtem Gehirn entwirren und den Sänger in unsere Mitte zurückholen.

In ein paar Monaten wird wieder Sommer und Zeit zum Singen sein. Diesmal wird es anders sein, denn wir werden den ganzen Winter über in mir zusammen sein, und so wird das Singen kein so ungewöhnlicher Anlaß sein wie sonst immer.

Aber diesmal werde ich bei uns sein, und wir werden ich sein, und die Lieder des Sommers werden dreimal so schön durch Dugans Stadt hallen, während Dugan selbst schläft – Tag und Nacht und Nacht und Tag ...

Zeitspringer (HOPPER.)

1.

Das Visafon klingelte, aber Quellen achtete nicht darauf. Er fühlte sich unbeschreiblich wohl und hatte im Augenblick keine Lust, das Gespräch anzunehmen.

So schaukelte er weiter in seinem Pneumostuhl und sah den Krokodilen zu, die langsam durch das schlammige Wasser des Flusses glitten. Nach einer Weile hörte der Apparat zu klingeln auf. So saß er da – untätig und ganz dem Duft des Wachstums rings um ihn und dem Summen der Insekten in der Luft hingegeben.

Das war das einzige, was er nicht mochte – dieses beständige Summen und Brummen dieser häßlichen Insekten. In gewissem Sinne waren sie wie Eindringlinge – Symbole des Lebens, das er selbst gelebt hatte, ehe er in Klasse Dreizehn aufgerückt war. Damals war das Summen in der Luft freilich von den Myriaden von Menschen gekommen – Menschen, die wie Bienen in einem Bienenstock herumswirrten – und was war eine Stadt anderes als ein überdimensionaler Bienenstock!

Er warf einen Stein ins Wasser. „Holt ihn!“ rief er, und zwei Krokodile glitten träge auf die Störung zu. Aber der Stein sank, und schwarze Blasen stiegen auf. Die beiden Krokodile stießen mit den Nasen leicht zusammen und schwammen wieder weg.

Er überdachte die Annehmlichkeiten seines Lebens. *Marok*, dachte er. *Kein Marok. Kein Kall, kein Spanner, kein Brogg, kein Mikken, aber besonders Marok.* Er seufzte, als er an sie alle dachte. *Was für eine Erleichterung, hier zu sein und nicht ihre Stimmen zu hören und nicht zu schaudern, wenn sie in sein Büro kamen.* Und Marok nicht um sich zu haben, war das Schönste. Sich nicht mehr über die Stapel unabgespülter Teller ärgern zu müssen, seine Stöße von Büchern, die überall in ihrem gemeinsamen kleinen Zimmer herumlagen, seine trockene tiefe Stimme nicht hö-

ren zu müssen, wenn der andere endlos visafonierte, wenn Quellen versuchte, sich zu konzentrieren.

Nein – kein Marok weit und breit!

Und doch, dachte Quellen mit einem Unterton des Bedauerns, hatte sich der Frieden, den er sich beim Bau dieses neuen Heimes erhofft hatte, nicht eingestellt. Viele Jahre lang hatte er mit bemerkenswerter Geduld auf den Tag gewartet, wo er endlich Klasse Dreizehn erreichte und damit auch die Berechtigung, allein zu wohnen. Und jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte, bestand das Leben aus einer quälenden Angst nach der anderen.

Wieder warf er einen Stein ins Wasser.

Während die kreisförmigen Wellen sich auf dem Wasser abzeichneten, hörte Quellen erneut die Klingel des Visafons am anderen Ende des Hauses. Eine Ahnung überkam ihn und ließ ihn aufstehen. Er eilte zum Gerät.

Er schaltete ein, ließ aber die Bildplatte dunkel. Es war gar nicht leicht gewesen, es so einzurichten, daß alle Anrufe, die an seine Wohnung in Appalachia gerichtet waren, automatisch nach hier weitergeleitet wurden.

„Quellen“, sagte er.

„Koll“, meldete sich der andere. „Ich konnte Sie vorher nicht erreichen. Warum schalten Sie denn Ihre Kamera nicht ein, Quellen?“

„Funktioniert nicht“, erklärte Quellen. Hoffentlich kam ihm der andere nicht auf die Lüge.

„Kommen Sie sofort herüber, ja?“ sagte Koll. „Spanner und ich haben etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen. Klar, Quellen?“

„Ja, Sir. Natürlich. Noch etwas, Sir?“ fragte Quellen lahm.

„Nein. Alles weitere erfahren Sie, wenn Sie hier sind.“
Koll schaltete ab.

Quellen blickte lange auf den dunklen Bildschirm und kaute auf seiner Unterlippe. Sie konnten es unmöglich erfahren haben. Er hatte alle Vorkehrungen getroffen. Aber, so flüsterte eine drängende innere Stimme, sie mußten Quellens Geheimnis entdeckt haben. Was sollte Koll ihn denn sonst so dringlich auffordern, zu ihm zu kommen? Quellen begann trotz der Klimaanlage, die ihm die brütende Hitze des Kongo fernhielt, zu schwitzen.

Sie würden ihn in Klasse Zwölf zurückstufen, wenn sie es erfuhren. Oder – das war noch wahrscheinlicher – bis in Klasse Acht. Er würde den Rest seines Lebens in einem winzigen Zimmer verbringen – mit zwei oder drei anderen Menschen, den unangenehmsten und am schlechtesten riechenden Menschen, die man sich vorstellen konnte.

Quellen warf einen langen Blick auf die grünen, dichten Bäume, die unter dem Gewicht ihrer Blätter zusammenzubrechen drohten. Seine Augen schweiften bedauernd über seine beiden geräumigen Zimmer, die luxuriöse Terrasse, den unbehinderten Ausblick nach allen Seiten. Einen Augenblick war ihm sogar das Summen der Fliegen angenehm, ja er liebte es beinahe, jetzt, da alles verloren schien. Er warf einen letzten Blick auf seinen Besitz und trat in den Transmat.

Er traf in dem winzigen Zimmer für Appalachier der Klasse Dreizehn ein, von dem jedermann annahm, daß er es bewohnte. In einer Folge schneller Bewegungen schlüpfte er aus seiner Freizeitkleidung und vertauschte sie mit seiner Amtsuniform, löschte das ‚Privat‘-Radion von

der Tür, und damit war die Verwandlung von Joe Quellen, Besitzer eines illegalen Privatheims im Herzen einer afrikanischen Reservation in Joseph Quellen, Kriposek, Verteidiger von Recht und Ordnung, abgeschlossen.

Er nahm sich ein Schnellboot und fuhr damit in die Innenstadt, zu einer Besprechung mit Koll, innerlich vor Angst und Sorge zitternd.

Als er eintrat, warteten sie schon auf ihn. Koll, klein, mit einer scharfen, spitzen Nase, vergleichbar einer großen Ratte, saß der Tür gegenüber und blätterte in ein paar Akten. Spanner saß ihm gegenüber am Tisch, ebenfalls scheinbar intensiv mit dem Studium von Aktennotizen und Berichten beschäftigt.

Als Quellen eintrat, griff Koll an die Wand und schaltete den Sauerstoffspender für drei Personen um.

„Hat lange gedauert“, meinte Koll, ohne aufzublicken.

„Tut mir leid“, murmelte Quellen. „Mußte mich erst umziehen.“

„Wir können ja doch nichts ändern“, sagte Spanner, als wäre Quellen überhaupt nicht vorhanden. „Was geschehen ist, ist geschehen, und was wir auch tun – es wird nicht die geringste Wirkung haben.“

„Setzen Sie sich, Quellen“, sagte Koll. Er wandte sich Spanner zu. „Ich dachte, das hätten wir alles schon geklärt. Wenn wir uns einmischen, gibt es ein heilloses Durcheinander. Schließlich sind es beinahe tausend Jahre!“

Quellen atmete erleichtert auf – natürlich ohne sich etwas anmerken zu lassen. Offensichtlich galt ihre Besorgnis nicht seinem illegalen Heim in Afrika. Er sah jetzt seine beiden Vorgesetzten etwas aufmerksamer an,

seit nicht mehr Angst und Besorgnis seinen Blick verschleierten.

Sie debattierten offensichtlich schon eine ganze Weile.

„Also gut, Koll, ich gebe zu, daß es die Vergangenheit aus dem Lot bringen könnte. Zugegeben.“

„Und ist das etwa nichts?“ fragte der kleinere von beiden.

„Unterbrechen Sie mich nicht. Ich bin der Ansicht, daß dem ein Ende gemacht werden muß.“

Koll warf Spanner einen wütenden Blick zu, und Quellen sah ganz deutlich, daß nur seine, Quellens, Anwesenheit den anderen daran hinderte, seinem Ärger Luft zu machen. „Aber warum, Spanner, warum? Wenn wir nichts unternehmen, bleibt die Sache so, wie sie ist. Viertausend sind bereits verschwunden, aber das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Sehen Sie doch selbst – hier heißt es, daß mehr als eine Million in den ersten drei Jahrhunderten aufgetaucht sind, und nachher stiegen die Zahlen. Bedenken Sie doch die Bevölkerung, die wir verlieren! Das ist doch wunderbar! Wir können es uns gar nicht leisten, diese Leute hierzubehalten, solange wir eine Möglichkeit haben, sie loszuwerden. Noch dazu, nachdem ja in den Geschichtsbüchern steht, *daß* wir sie losgeworden sind.“

Spanner knurrte und sah die Blätter an, die er in der Hand hielt. Quellens Augen huschten zwischen den beiden hin und her.

„Also schön“, sagte Spanner langsam. „Ich gebe zu, daß es ganz gut ist, all diese Proleten loszuwerden. Aber ich glaube, man streut uns gleichzeitig Sand in die Augen. Meine Idee ist folgendermaßen: Wir müssen es, wie Sie

sagen, weitergehen lassen, um die Vergangenheit nicht zu ändern. Darüber will ich mich nicht mit Ihnen streiten, nachdem Sie Ihrer Sache so sicher zu sein scheinen. Außerdem halten Sie das für eine gute Methode, unsere Bevölkerung zu reduzieren.

Auch hierin gehe ich mit Ihnen einig. Ich mag es auch nicht, wenn alles so überfüllt ist – und ich gebe zu, daß die Situation heute schon ein unerträgliches Stadium erreicht hat. Aber – andererseits ist es auch illegal und unethisch, hinter unserem Rücken ein Zeitreisebüro zu unterhalten, und dem sollte man Einhalt gebieten.

Was sagen Sie, Quellen – es ist ja schließlich Ihr Resort ...“

Die plötzliche Anrede kam wie eine kalte Dusche. Quellen versuchte immer noch verzweifelt, herauszubekommen, wovon eigentlich die Rede war. Er lächelte und schüttelte den Kopf.

„Keine Meinung?“ fragte Koll scharf. Quellen sah ihn an. Er war einfach nicht imstande, Koll in die stechenden Augen zu sehen, und blickte statt dessen auf die Backenknochen seines Vorgesetzten. „Keine Meinung, Quellen? Das ist wirklich bedauerlich. Das spricht aber nicht für Sie.“

Quellen schauderte. „Ich bin mit der letzten Entwicklung des Falles nicht vertraut. Ich war mit anderen Aufgaben beschäftigt, und ...“

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Seine übereifrigen Assistenten waren zweifellos bestens im Bilde, dachte er. Warum habe ich mich nur nicht erst bei Brogg erkundigt!

„Ist Ihnen bekannt, daß seit Anfang dieses Jahres vier-tausend Proleten spurlos verschwunden sind?“

„Nein, Sir. Ich meine natürlich, ja, Sir. Es ist nur so, daß wir bis jetzt dieserhalb nichts unternehmen konnten.“ Sehr fadenscheinig, tadelte er sich gleichzeitig in Gedanken selbst. Natürlich weißt du nichts von der Geschichte, wenn du die ganze Zeit in deinem Versteck in Afrika herumsitzt. Aber Brogg ist vermutlich genau im Bilde. Er ist sehr tüchtig.

„Nun, wohin meinen Sie, daß sie verschwunden sind?“ fragte Koll. „Vielleicht sind sie alle nacheinander in einen Transmat gesprungen und haben sich woanders nach Arbeit umgesehen. In Afrika vielleicht?“

Quellen zuckte zusammen und war verzweifelt bemüht, seine Reaktion nicht merken zu lassen.

„Ich habe wirklich keine Ahnung, Sir.“

„Dann haben Sie Ihre Geschichtsbücher nicht besonders gut studiert, Quellen. Denken Sie doch, Mann, was war die bedeutendste historische Entwicklung der vergangenen zehn Jahrhunderte?“

Ja, was wohl? dachte Quellen. Es gab so vieles, und er war immer schon in Geschichte schwach gewesen. Er begann zu schwitzen.

„Dann will ich es Ihnen sagen. Es war das Auftauchen der ‚Springer‘. Und aus *diesem* Jahr kommen sie.“

„Natürlich“, sagte Quellen und ärgerte sich über sich selbst. Jedermann wußte um die Springer.

„Jemand hat in diesem Jahr die Zeitreise erfunden“, sagte Spanner. „Er fängt jetzt an, die Springer in die Vergangenheit einzuschleusen. Viertausend arbeitslose Proleten sind bereits verschwunden, und wenn wir ihn nicht bald dingfest machen, dann wimmelt bald unsere ganze Vergangenheit von wandernden Arbeitern aus unserer Zeit.“

„So? Das ist es ja gerade, was ich immer sage“, erklärte Koll ungeduldig. „Wir wissen, daß sie bereits in der Vergangenheit eingetroffen sind – das kann man in jedem Geschichtsbuch nachlesen. Wir können uns nur noch in den Lehnssessel setzen und zusehen, wie dieser Bursche unseren Bevölkerungsüberschuß über die ganze Vergangenheit verstreut.“

Spanner wirbelte herum und sah Quellen an. „Was meinen Sie?“ wollte er wissen. „Sollten wir diesen Burschen fangen und mit den Springern ein Ende machen? Oder sollten wir den Dingen ihren Lauf lassen, wie Koll das will?“

„Ich brauche etwas Zeit, um das alles richtig zu durchdenken“, sagte Quellen argwöhnisch. Es gab nichts, wovor er so Angst hatte wie davor, eine Entscheidung zu treffen, die einem seiner Vorgesetzten gegenüber dem anderen den Vorzug gab.

„Ich habe eine Idee“, sagte Spanner zu Koll. „Warum fangen wir diesen Halunken nicht und zwingen ihn, seine Zeitmaschine oder wie der Apparat heißt, der Regierung auszuhändigen? Dann könnten wir eine Regierungsdienststelle aufbauen und den Springern eine Gebühr dafür abnehmen, daß sie zurückgeschickt werden. Damit wäre doch alles in Ordnung. Wir hätten unseren Mann gefangen, die Regierung bekäme die Technik der Zeitreise hübsch auf einem silbernen Tablett überreicht, die Springer könnten weiterhin in die Vergangenheit reisen, und wir alle würden einen Batzen Geld an der Geschichte verdienen.“

Kolls Gesichtszüge erhellten sich. „Eine ausgezeichnete Lösung“, sagte er. „Wirklich brilliant, Spanner. Quellen ...“
Quellen richtete sich auf. „Ja, Sir?“

„Sie fangen sofort damit an – und zwar schnell. Fangen Sie diesen Burschen und schaffen Sie ihn auf die Seite – aber nicht bevor er sein Geheimnis herausgerückt hat. Und sobald Sie ihn haben, kann die Regierung den Transport der Springer übernehmen.“

2.

Kaum war er wieder in seinem eigenen Büro hinter seinem eigenen kleinen – aber nur ihm gehörenden – Schreibtisch, da fing Quellen wieder an, sich wichtig vorzukommen. Er läutete nach Brogg und Mikken, und die beiden Untersekretäre standen wie aus dem Boden gewachsen vor ihm.

„Freut mich, Sie wiederzusehen“, sagte Brogg säuerlich. Quellen öffnete das Ventil und ließ Sauerstoff in das Zimmer strömen, bemüht, dabei den patriarchalischen Blick nachzuahmen, den er an Koll bemerkt hatte, als dieser vor zehn Minuten das gleiche getan hatte.

Mikken nickte kurz. Quellen musterte die beiden. Brogg war derjenige, der das Geheimnis kannte – ein Drittel von Quellens Gehalt wanderte in seine Tasche, um sein Stillschweigen über das zweite geheime Haus seines Vorgesetzten zu erkaufen. Mikken wußte es nicht und interessierte sich auch nicht dafür – er war Brogg unterstellt und bekam seine Anweisungen immer von diesem, nicht von Quellen.

„Ich nehme an, daß Sie mit den letzten Fällen von verschwundenen Proleten vertraut sind“, begann Quellen.

Brogg brachte ein dickes Bündel Akten zum Vorschein. „Ich wollte gerade deshalb mit Ihnen sprechen. Es scheint,

daß an die viertausend arbeitslose Proleten verschwunden sind – und das in diesem Jahr.“

„Und was für Schritte haben Sie bis jetzt zur Aufklärung der Fälle unternommen?“ erkundigte sich Quellen.

„Nun“, machte Brogg und fing an, in dem kleinen Raum auf und ab zu schreiten und sich dabei den Schweiß von der Stirn zu wischen. „Ich habe festgestellt, daß das Verschwinden dieser Leute unmittelbar mit dem Auftauchen der Springer gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts und später in Verbindung steht.“ Brogg deutete auf das Buch, das auf Quellens Tisch lag. „Ein Geschichtsbuch. Ich habe es Ihnen hingelegt. Es bestätigt meine Feststellungen.“

Quellen strich sich mit der Hand übers Gesicht und dachte darüber nach, wie es wohl sein mußte, soviel Fett im Gesicht herumzutragen wie Brogg. Brogg schwitzte ungeheuer stark, und seine Augen flehten Quellen förmlich an, das Sauerstoffventil weiter zu öffnen. Dieser Augenblick der Überlegenheit tat dem Kriposek gut, und er machte keine Anstalten, der stummen Bitte des anderen nachzukommen.

„Das habe ich bereits bedacht“, sagte Quellen. „Ich habe bereits einen Aktionsplan aufgestellt.“

„Haben Sie schon mit Koll und Spanner gesprochen?“ erkundigte sich Brogg unverschämt. Seine Wangen zitterten dabei.

„Das habe ich“, sagte Quellen so entschlossen, wie er das nur fertigbrachte, und gleichzeitig verärgert darüber, daß Brogg ihn so leicht seines Triumphes beraubt hatte. „Ich möchte, daß Sie den Halunken aufspüren, der diese Springer in die Vergangenheit schleust. Bringen Sie ihn

hierher. Ich möchte, daß er festgenommen wird, ehe er auch nur noch einen Menschen in die Vergangenheit schickt.“

„Ja, Sir“, sagte Brogg resigniert. „Kommen Sie, Mikken.“ Der zweite Assistent stand widerstrebend auf und folgte Brogg hinaus. Quellen sah ihnen durch sein Guckfensterchen nach, bis sie auf der Straße standen und anfangen, sich durch die dortigen Menschenmengen hindurchzuwühlen. Dann drehte er mit beinahe perverser Freude das Sauerstoffventil auf Höchstleistung und lehnte sich zurück.

Nach einer Weile beschloß Quellen, sich selbst über die Situation zu informieren. Es war gar nicht leicht, seine Apathie zu überwinden, war doch nach wie vor der Wunsch, Appalachia zu verlassen und sich wieder nach Afrika zu begeben, in ihm beinahe übermächtig.

Er knipste den Projektor an und das Geschichtsbuch begann vor ihm abzurollen. Er sah träge auf die Lichtfläche.

Die ersten Anzeichen der Invasion aus der Zukunft erschienen im Jahre 1973, als einige Männer in seltsamer Kleidung in jenem Teil Appalachias auftauchten, der damals als Manhattan bekannt war. Nach den damaligen Aufzeichnungen erschienen sie mit steigender Häufigkeit während des ganzen folgenden Jahrzehnts. Alle erklärten auf Befragen, sie stammten aus der Zukunft.

*

In dem Buch stand noch vieles mehr über die ‚Springer‘, wie man die ‚Invasoren‘ aus der Zukunft nannte, aber

Quellen reichte es schon. Er knipste das Gerät aus. Die Hitze in dem kleinen Raum war drückend – trotz Klimaanlage und Sauerstoffventil. Quellen blickte verzweifelnd auf die ihn beengenden Wände, und wieder flog sein Sehnen zu jenem trüben Strom im Inneren Afrikas, vor der Terrasse seines Hauses.

„Ich habe getan, was ich konnte“, sagte er und trat aus dem Fenster, um das nächste Schnellboot zu nehmen, das ihn in seine Wohnung zurückbrachte. Flüchtig spielte er mit dem Gedanken, den ganzen Fall Brogg zu übertragen und selbst wieder nach Afrika zurückzugehen – aber damit würde er selbst das Unheil auf sein Haupt beschwören.

Quellen hatte übersehen, seine Lebensmittelvorräte auf dem laufenden zu halten, stellte er fest, und da sein Aufenthalt in Appalachia lang, vielleicht sogar permanent zu werden drohte, beschloß er, seine Vorräte aufzufüllen. Er hängte das ‚Nicht Stören‘-Radion an die Tür und eilte die lange, gewundene Rampe hinunter, um sich für eine lange Belagerung zu verproviantieren.

Unterwegs sah er einen Mann mit mürrischen Zügen, der die andere Rampe heraufkam. Quellen kannte ihn nicht, aber das war kein Wunder; in dem Menschengewirr von Appalachia kannte man nie besonders viele Leute, nur den Lagerhalter im Vorratsladen und ein paar Nachbarn.

Der Mann sah ihn seltsam an und schien mit seinen Augen etwas sagen zu wollen. Er streifte an Quellen vorbei und schob ihm ein zusammengeknülltes Stück Papier in die Hand. Quellen faltete es auseinander, nachdem der andere die Rampe hinauf verschwunden war und las.

Keine Arbeit? Sprich mit Lanoy. Mehr stand nicht dar-

auf. Und jetzt erwachte der Kriposekretär in Quellen. Wie die meisten Beamten, die selbst keine ganz reine Weste haben, war er besonders scharf darauf bedacht, andere @Gesetzesgeber zur Strecke zu bringen, und an diesem Handzettel war etwas, das nach Ungesetzlichkeit roch. Quellen wandte sich um, in der Absicht, den schnell entschwindenden Mann zu verfolgen, aber der war bereits verschwunden. Er konnte überallhin gegangen sein. *Keine Arbeit? Sprich mit Lanoy.* Quellen fragte sich, wer dieser Lanoy wohl sein mochte, und worin sein Wundermittel bestand. Er beschloß, Brogg mit dieser Sache zu beauftragen.

Quellen schob den Zettel vorsichtig in die Tasche und betrat den Vorratsladen. Der rotgesichtige kleine Mann, der ihn verwaltete, begrüßte Quellen mit seiner üblichen aufdringlichen Freundlichkeit.

„Oh, Herr Kriposek“, sagte der rundliche Mann. „Ich hatte schon gedacht, Sie wären ausgezogen. Aber das ist natürlich unmöglich, nicht wahr? Sie hätten es mir doch gesagt, wenn man Sie befördert hätte.“

„Ja, Greevy, natürlich. Ich war nur in der letzten Zeit sehr beschäftigt, viel Arbeit. Sie wissen ja, wie es ist.“ Quellen runzelte die Stirn. Er mochte es gar nicht, wenn es in der ganzen Gegend herumposaunt wurde, daß er oft nicht da war. Er gab seine Bestellung auf, schickte die Waren per Transmat hinauf und ging wieder.

Er trat einen Augenblick auf die Straße hinaus und warf einen Blick auf die vorüberströmenden Massen. Ihre Kleider gehörten allen Stilarten und Moderichtungen an. Und alle redeten unablässig.

Die Welt war ein riesiger Bienenstock und jeden Tag

stärker übervölkert als am Tage zuvor. Quellen sehnte sich nach der ruhigen Zuflucht, die er mit so hohen Kosten und mit soviel Angst im Herzen erbaut hatte. Je mehr er von der unberührten Natur sah, desto weniger hatte er für die rastlos drängenden Menschenmassen übrig, die die überfüllten Städte bevölkerten.

Und ringsum geschahen verbotene Dinge – nicht wie im Falle Quellens der entschuldbare Versuch, einer unerträglichen Existenz zu entrinnen, sondern böse, unverzeihliche Dinge.

Wie dieser Lanoy zum Beispiel, dachte Quellen und fuhr in Gedanken mit dem Finger über den Zettel in der Tasche. Wie er es nur fertigbrachte, seine Tätigkeit, worin auch immer sie bestehen mochte, vor seinen Zimmergenossen zu verbergen? Und er war doch bestimmt kein Angehöriger von Klasse Dreizehn.

Quellen fühlte ein seltsames Gefühl der Einheit mit diesem Lanov. Auch er setzte sich über die Spielregeln hinweg. Vielleicht würde es ganz interessant sein, seine Bekanntschaft zu machen. Und dann ging Quellen weiter.

3.

Brogg rief ihn an und hetzte ihn in Windeseile ins Büro zurück. Quellen fand seine beiden Assistenten in Gesellschaft eines dritten Mannes vor, eines eckigen, schäbig gekleideten Burschen mit gebrochener Nase, die wie ein Raubtierschnabel aus seinem Gesicht vorsprang. Brogg hatte das Sauerstoffventil auf Höchstleistung geschaltet.

„Das ist also der Bursche?“ fragte Quellen. Es war wirklich kaum vorstellbar, daß dieser jämmerliche Prolet – offenbar zu arm, um sich eine Plastikbehandlung für seine Nase leisten zu können – die treibende Kraft hinter den Springern sein sollte.

„Das kommt darauf an, was für einen Burschen Sie meinen“, sagte Brogg. „Sagen Sie dem Kriposek, wer Sie sind“, sagte er dann und stieß den Proleten unsanft mit dem Ellbogen.

„Brand heiß’ ich“, sagte der Prolet mit dünner, seltsam hoch klingender Stimme. „Klasse Vier. Ich habe nichts Böses gewollt, Sir – er hat mir nur ein Haus für mich ganz allein versprochen, und einen Job und frische Luft ...“

Brogg brachte ihn zum Schweigen. „Wir haben diesen Burschen in einer Trinkhalle erwischt. Er hatte ein oder zwei zuviel intus und sagte jedem, er würde bald einen Job haben.“

„Das hat der andere auch gesagt“, murmelte Brand. „Ich sollte ihm nur dreihundert Kredite geben, dann wollte er mich an einen Ort schicken, wo jeder seinen Job hatte. Und ich sollte dann auch meiner Familie Geld schicken können. Das klang so schön, Sir.“

„Und wie hieß dieser andere?“ fragte Quellen scharf.

„Lanoy, Sir.“ Quellen zuckte förmlich zusammen, als er den Namen hörte. „Jemand gab mir das und sagte, ich sollte mit ihm Verbindung aufnehmen.“

Brand streckte einen zerknitterten Zettel hin. Quellen entfaltete ihn und las: *Keine Arbeit? Sprich mit Lanoy.* „Sehr interessant.“ Er griff in seine eigene Tasche und holte den Zettel heraus, den der mürrisch blickende Mann ihm

auf der Rampe gegeben hatte. *Keine Arbeit? Sprich mit Lanoy.* Sie waren völlig identisch.

„Lanoy hat eine ganze Menge von meinen Freunden dorthin geschickt“, sagte Brand. „Er sagte mir, es ginge ihnen allen gut, und sie seien glücklich dort, Sir ...“

„Wohin schickt er sie denn?“ fragte Quellen sanft.

„Ich weiß nicht, Sir. Lanoy sagte, das würde er mir erst sagen, wenn ich ihm die dreihundert Kredite gegeben hätte. Ich habe mein Sparkonto abgehoben. Ich war gerade auf dem Weg zu ihm und wollte vorher noch schnell einen Schluck trinken, da ...“

„Da fanden wir ihn“, sprach Brogg den Satz für ihn zu Ende. „Und er sagte jedem, der es hören wollte, daß er auf dem Weg zu Lanoy sei, der ihm einen Job versprochen habe.“

„Hm. Wissen Sie, was ein Springer ist, Brand?“

„Nein, Sir.“

„So – schon gut. Bringen Sie uns zu Lanoy?“

„Das kann ich nicht. Das wäre nicht anständig. Alle meine Freunde ...“

„Und wenn wir Sie zwingen würden, uns zu Lanoy zu bringen?“ fragte Quellen.

„Aber er wollte mir doch Arbeit verschaffen. Bitte – ich kann doch nicht. Bitte, Sir.“

Brogg sah Quellen an. „Lassen Sie es mich versuchen“, sagte er. „Lanoy wollte Ihnen Arbeit verschaffen, sagen Sie? Für dreihundert Kredite?“

„Ja, Sir.“

„Und was wäre, wenn wir Ihnen ohne Bezahlung Arbeit verschaffen? Ganz umsonst – Sie bringen uns zu Lanoy und schicken Sie dorthin, wohin er sie auch schicken woll-

te – nur daß es bei uns nichts kostet. Und Ihre Familie schicken wir auch mit.“

Quellen lächelte. Brogg war ein viel besserer Psychologe als er, das mußte der Neid ihm lassen.

„Das wäre fair“, sagte Brand. „Gut – ich bringe Sie hin. Ganz richtig kommt es mir ja nicht vor – Lanoy war gut zu mir – aber wenn Sie sagen, daß Sie mich umsonst hinschicken ...“

„Ganz richtig, Brand“, sagte Brogg.

„Gut, dann will ich es tun.“

Quellen drehte das Sauerstoffventil zu. „Gehen wir, ehe er es sich anders überlegt.“ Brogg gab Mikken einen Wink, worauf dieser Brand hinausführte.

„Kommen Sie mit, Sir?“ erkundigte sich Brogg. Eine Spur von Sarkasmus klang in dem harmlosen Satz mit. „Es wird vermutlich im dreckigsten Viertel der ganzen Stadt sein.“

Quellen schauderte. „Da haben Sie recht“, sagte er. „Gehen nur Sie beide mit ihm, ich bleibe hier.“

Kaum hatten sie das Büro verlassen, rief er Koll an.

„Wir sind dicht auf der Spur“, sagte er. „Brogg und Mikken haben den Mann gefunden, der hinter allem steht, und sie sind ihn jetzt holen gegangen.“

„Gut gemacht“, sagte Koll eisig. „Das sollte eine interessante Untersuchung geben. Aber bitte, stören Sie uns jetzt eine Weile nicht. Spanner und ich sprechen gerade über organisatorische Veränderungen in der Abteilung.“ Er legte auf.

Was sollte das jetzt wieder bedeuten, überlegte Quellen. Er war inzwischen überzeugt, daß Koll von Afrika wußte.

Brogg war vermutlich eine höhere Bestechungssumme dafür geboten worden, daß er redete, als Quellen ihm für sein Schweigen gegeben hatte, und er hatte sein Wissen an den Meistbietenden verkauft. Natürlich konnte Koll auch eine Beförderung gemeint haben, aber das war unwahrscheinlich.

Quellens Verbrechen war etwas Einzigartiges. Niemand außer ihm hatte, soviel er wußte, soviel Schlaueit besessen, um einen Ausweg aus dem übervölkerten Appalachia, jenem Monstrum von Stadt, gefunden, das die ganze Osthälfte der Vereinigten Staaten bedeckte. Von all den zweihundert Millionen Einwohnern von Appalachia war nur Joseph Quellen, Kriposek, klug genug gewesen, um ein unbekanntes und unbesiedeltes Stück Land mitten im Herzen von Afrika zu finden und sich dort ein Haus zu bauen.

Er hatte das übliche Appartement, das einem Angehörigen der Dreizehnten Klasse in Appalachia zustand und einen Palast, wie man ihn vielleicht in Klasse zwanzig erträumen durfte. Das war wirklich etwas Wunderbares für einen Menschen, in dem jede Faser seines Körpers sich gegen das insektenhafte Dasein in der Stadt Appalachia auflehnte.

Die Schwierigkeit war nur, daß es ziemlich viel Geld erforderte, Leute dauerhaft zu bestechen. Es gab einige Menschen, die einfach wissen mußten, daß Quellen in luxuriöser Umgebung in Afrika wohnte, anstatt wie ein gewöhnlicher Angehöriger der Klasse Dreizehn in einem drei auf drei Meter großen Zimmer in Nordwest-Appalachia zu hausen. Jemand – vermutlich Brogg – hatte ihn an Koll verraten.

Wenn man ihn degradierte, würde ihn das sogar das Privileg eines Privatzimmers kosten, und er würde seine Behausung wieder mit einem anderen Menschen teilen müssen, so wie früher mit Marok, dem er noch keine Träne nachgeweint hatte.

Eigentlich war Marok gar nicht so übel gewesen, überlegte Quellen. Aber er war Quellen mit seiner Unordentlichkeit und seinen ewigen Visafongesprächen auf die Nerven gegangen, und auch allein schon durch die Tatsache seiner bloßen Anwesenheit. Quellen hatte sich nach dem Tag gesehnt, der ihm die Beförderung in Klasse Dreizehn und damit auch ein Zimmer für sich allein bringen würde. Dann würde er wirklich frei sein – frei, um sich vor der Masse zu verbergen.

Ob Koll etwas wußte? Er würde bald erfahren, ob das der Fall war oder nicht.

Das Visafon summte. Es war Brogg.

„Wir haben ihn“, sagte Brogg. „Wir sind auf dem Rückweg.“

„Gut gemacht!“

Quellen wählte Kolls Nummer. „Wir haben den Mann festgenommen“, sagte er. „Brogg und Mikken bringen ihn jetzt zum Verhör zurück.“

„Gut gemacht“, sagte Koll, und Quellen sah die Andeutung eines ehrlich gemeinten Lächelns, das um die Lippen des anderen spielte. „Ich habe gerade eine Beförderung für Sie beantragt“, setzte er dann beiläufig hinzu. „Ich finde es ungerecht, einen Kriposek in einer Wohnung der Klasse Dreizehn hausen zu lassen, wo ihm mindestens eine Klasse höher zukommt.“

Er weiß es also doch nicht, dachte Quellen. Und dann kam ihm ein anderer Gedanke – wie konnte er den illegalen Transmat in seine neue Wohnung schaffen, ohne entdeckt zu werden? Vielleicht wollte Koll ihn nur noch weiter in die Falle hineintreiben? Quellen preßte sich die Handflächen gegen die Schläfen und schauderte. Er wartete auf Brogg und Mikken – und Lanoy.

„Sie geben also zu, Menschen in die Vergangenheit geschickt zu haben?“ fragte Quellen.

„Natürlich“, nickte der kleine Mann. Quellen beobachtete ihn und spürte, wie eine Regung von Wut und Ärger ihn überkam. „Natürlich. Um hundert Kredite schicke ich Sie auch zurück.“

Brogg stand mit verschränkten Armen hinter dem Kleinen, während Quellen ihn über den Schreibtisch hinweg ansah.

„Sie sind Lanoy?“

„Das ist mein Name.“ Es war ein kleiner, dunkler Mann, dessen Bewegungen an die eines Kaninchens erinnerten, wozu auch die ständig in Bewegung befindliche Oberlippe einiges beitrug. „Natürlich bin ich Lanoy.“ Von dem Mann ging eine Zutrauen erweckende Wärme aus. Er saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da und hielt den Kopf hoch.

„Ihre Leute sind ziemlich unsanft mit mir umgesprungen“, fuhr Lanoy fort. „Schlimm genug, daß Sie den armen Proleten herumgekriegt haben, Ihnen mein Versteck zu verraten, aber deshalb hätte man mich nicht so schlecht behandeln müssen. Ich tue ja schließlich nichts Verbotenes. Eigentlich sollte ich mich beschweren.“

„Sie stören die letzten tausend Jahre.“

„Das tue ich nicht“, erklärte Lanoy ruhig. „Die sind schon gestört worden. Ich Sorge nur dafür, daß die Geschichte der Vergangenheit so abläuft, wie sie abgelaufen ist. Wenn Sie die Geschichtsbücher gelesen haben, wissen Sie, was ich meine.“

Quellen stand auf, stellte aber fest, daß er in dem winzigen Büro keinen Platz hatte, sich zu bewegen und setzte sich wieder.

„Aber Sie schicken Leute in die Vergangenheit zurück – die sogenannten Zeitspringer. Warum?“

Lanoy lächelte. „Um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es dürfte Ihnen doch verständlich sein, daß ich mich im Besitz eines sehr wertvollen Prozesses befinde, und ich möchte sichergehen, daß ich den höchstmöglichen Vorteil daraus ziehe.“

„Haben Sie die Zeitreise erfunden?“

„Diese Frage ist unwichtig“, erklärte Lanoy. „Jedenfalls habe ich die Kontrolle darüber.“

„Warum reisen Sie dann nicht einfach in die Vergangenheit und begehen dort Diebstähle und schließen Wetten ab?“

„Das könnte ich“, gab Lanoy zu. „Aber der Vorgang ist nicht umkehrbar, und es gibt keinen Weg zurück in die Gegenwart. Und hier gefällt es mir.“

„Hören Sie, Lanoy“, sagte Quellen. „Ich will ganz offen mit Ihnen reden: Wir wollen Ihre Zeitmaschine – und zwar schnell.“

„Tut mir leid“, grinste Lanoy. „Sie ist Privatbesitz. Sie haben kein Recht darauf.“

Quellen dachte an Koll und Spanner und empfand gleichzeitig Angst und Ärger. „Wenn ich mit Ihnen fertig bin, werden Sie sich wünschen, daß Sie mit Ihrer Maschine eine Million Jahre in die Vergangenheit gereist wären.“

Lanoy blieb ruhig, und Quellen stellte überrascht fest, daß Brogg lächelte. „Aber Kriposek“, sagte der Kleine. „Sie fangen jetzt an, ärgerlich zu werden, und das ist der Logik abträglich.“

Quellen mußte Lanoy recht geben, konnte sich aber dennoch nicht beherrschen. „Ich lasse Sie einsperren, bis Sie verfaulen“, drohte er.

„Und was bringt Ihnen das ein?“ fragte Lanoy. „Würde es Ihnen übrigens etwas ausmachen, mir etwas mehr Sauerstoff zu geben? Ich bin hier am Ersticken.“

Quellen war verblüfft, so daß er unwillkürlich das Ventil weiter aufdrehte. Brogg war sichtlich erstaunt, und selbst Mikken riß ungläubig die Augen auf, als er diese unerhörte Handlung seines Vorgesetzten sah.

„Wenn Sie mich verhaften lassen, werden Sie das noch bereuen, Quellen. Ich tue nichts Verbotenes – und das wissen Sie ganz genau.“

Quellen wußte nicht, was er sagen sollte. Lanoy hatte im Augenblick alle Trümpfe in der Hand, und Brogg schien sich an seinem Dilemma maßlos zu erfreuen.

Quellen kaute auf seiner Unterlippe herum und wünschte sich nichts so sehnlich, als jetzt am Ufer seines Fließchens im Kongo zu sitzen und auf die Krokodile mit Steinen zu werfen.

„Jedenfalls werde ich Ihren Zeitreisen ein Ende machen“, erklärte Quellen schließlich.

Lanoy hatte dafür nur ein mitleidiges Lächeln übrig. „Das würde ich Ihnen nicht raten, Quellen.“

„Für Sie immer noch Kriposek Quellen, Lanoy.“

„Das würde ich Ihnen nicht raten, *Quellen*“, wiederholte Lanoy. „Wenn Sie jetzt den Strom der Springer abschneiden, bringen Sie die ganze Vergangenheit in Unordnung.“

Diese Leute wollen zurück. So steht es in den Geschichtsbüchern. Einige von ihnen haben geheiratet und Kinder gezeugt, und ihre Abkömmlinge leben heute. Wer weiß, ob Sie nicht selbst der Urenkel eines Springers sind, Quellen – oder eines Mannes, den ich nächste Woche in die Vergangenheit schicken werde. Und wenn dieser Springer nicht in die Vergangenheit kommt, dann verschwinden Sie plötzlich, Quellen, wie ein Licht, das man ausgeblasen hat. Eine hübsche Todesart, nicht wahr, Kriposek?“

Quellen sah den Kleinen böse an. Brogg stand stumm hinter Lanoy, und dem Kriposek wurde plötzlich klar, daß der stämmige Untersek die ganze Zeit nichts anderes als seine, Quellens, Stellung vor Augen gehabt hatte, und daß Lanoy im Augenblick den letzten Stein aus dem Wege räumte.

Marok, Koll, Spanner, Brogg und jetzt Lanoy – sie alle hatten es nur auf Quellens Sturz abgesehen. Das Ganze war eine Verschwörung. Er verfluchte im stillen die zweihundert Millionen Einwohner von Appalachia und fragte sich, ob er wohl je wieder einen Augenblick für sich allein haben würde.

„Die Vergangenheit wird nicht geändert werden, Lanoy“, sagte er. „Wir werden Sie einsperren und Ihnen Ihre

Maschine wegnehmen – aber dann sorgen wir selbst dafür, daß die Springer in die Vergangenheit gelangen. Wir sind keine Dummköpfe, Lanoy – wir werden schon dafür sorgen, daß alles so bleibt, wie es ist.“

Lanoy sah ihn einen Augenblick mit so etwas wie Bedauern an – so wie man vielleicht einen besonders seltenen Schmetterling auf einer Präpariernadel ansieht.

„So haben Sie sich das also ausgedacht, Kriposek? Warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt? In diesem Falle muß ich natürlich Schritte zu meinem Schutze unternehmen.“

Quellen hätte sich am liebsten versteckt. „Und was wollen Sie tun?“

„Ich schlage vor, wir beide unterhalten uns unter vier Augen darüber, Quellen“, meinte der Kleine. „Es könnte sein, daß einige Dinge zur Sprache kommen, die Ihre Untergebenen nicht hören sollten.“

Quellen sah Broog an. „Haben Sie ihn durchsucht?“

„Er ist sauber“, erklärte Brogg. „Keine Sorge. Wir warten im Vorzimmer. Kommen Sie, Mikken.“

Jetzt, da sich nur mehr zwei Personen im Raum befanden, drehte Quellen das Sauerstoffventil etwas zu.

„Lassen Sie offen, Quellen“, sagte Lanoy. „Ich atme gerne gut auf Regierungskosten.“

„Was wollen Sie?“ fragte Quellen. Er war ärgerlich, Lanoy war ihm von Grund auf zuwider, eine Art von Mensch, die Quellens Stolz und Würde beleidigte.

„Ich will ganz offen reden, Kriposek“, sagte der Kleine. „Ich will meine Freiheit, und ich will weiter im Geschäft bleiben. So gefällt es mir. Das will *ich*.“

Sie wollen mich verhaften und mir mein Geschäft wegnehmen. Stimmt's?“

„Ja.“

„Wir haben es also mit zwei einander diametral entgegengesetzten Wünschen zu tun. Der stärkere Wunsch behält die Oberhand – so ist es immer. Ich bin stärker, folglich werden Sie mich gehen lassen und Ihre Untersuchungen aufgeben.“

„Wer sagt denn, daß Sie der Stärkere sind, Lanoy?“

„Ich bin stark, weil Sie schwach sind. Ich weiß eine ganze Menge über Sie, Quellen. Ich weiß, daß Sie große Menschenansammlungen nicht mögen und gerne frische Luft auf offenen Plätzen haben. Ziemlich schwierig zu verwirklichende Wünsche in einer Welt wie der unseren, finden Sie nicht auch?“

„Reden Sie weiter“, sagte Quellen. Im stillen verfluchte er Brogg. Kein anderer als er konnte Lanoy sein Geheimnis verraten haben.

„Sie werden mich also ungeschoren lassen – sonst könnte sein, daß Sie plötzlich wieder in einer Zwölfer- oder sogar einer Zehner-Wohnung sitzen. Das würde Ihnen gar nicht gefallen, Kriposek. Sie müßten Ihr Zimmer mit einem anderen Menschen teilen, obwohl Sie einen Zimmergenossen vielleicht nicht ausstehen können. Und wenn Sie einen Zimmergenossen haben, können Sie auch nicht einfach weglaufen – er würde Sie sonst melden.“

„Was meinen Sie damit – weglaufen?“ Quellens Stimme klang kaum lauter als ein Flüstern.

„Ich meine – nach Afrika, Quellen.“

Jetzt war es heraus, dachte Quellen. Brogg hat mich ver-

raten und verkauft. Quellen war völlig in der Hand des Kleinen, da dieser sein Geheimnis kannte.

„Ich würde Ihnen das nur höchst ungern antun, Quellen. Sie sind kein übler Bursche, dafür, daß Sie in einer Welt leben, für die Sie nichts können. Aber jetzt heißt es ‚Sie oder ich‘, und Sie wissen ja, daß einem jeden Menschen das Hemd näher sitzt als der Rock.“

Schach und matt.

„Also los“, flüsterte Quellen. „Gehen Sie.“

„Ich wußte doch, daß Sie meinen Standpunkt verstehen würden“, sagte Lanoy. „Ich gehe jetzt. Sie werfen mir keine Steine in den Weg, dann erfährt Koll nichts von Ihrer kleinen Hütte.“

„Hinaus!“ sagte Quellen.

Lanoy stand auf, hob grüßend die Hand und schlüpfte durch die Tür.

4.

Kaum hatte Lanoy das Zimmer verlassen, da trat Koll ein. Quellen, der sein Gesicht in den Händen vergraben hatte, dachte im ersten Augenblick, Lanoy wäre noch einmal umgekehrt. Dann blickte er auf.

„Ich wollte mir Ihren Fang ansehen“, sagte Koll. „Aber ich sehe, daß er nicht hier ist.“

„Ich habe ihn @hineingeschickt“, sagte Quellen kläglich.

„Ich sehe gleich nach“, meinte Koll. „Ich bin neugierig auf ihn.“ Er ging hinaus, und Brogg trat ein.

„Haben Sie sich gut unterhalten, Kriposek?“ fragte

Brogg lächelnd. Wie immer standen ihm auch diesmal dicke Schweißperlen auf der Stirn.

„Ausgezeichnet, vielen Dank.“ Quellen sah seinen Assistenten flehend an. Wenn man ihn nur einen Augenblick allein lassen würde.

„Er scheint nicht mehr hier zu sein, Kriposek. Ich wollte Ihrem Freund Lanoy ein paar Fragen stellen, aber ich finde ihn nicht.“

„Ich weiß nicht, wo er hingegangen ist, Brogg.“

„Sind Sie auch ganz sicher, Kriposek? Wo ist er, Quellen?“ fragte er boshaft.

„Ich weiß es nicht.“ Das war das erste Mal, daß Brogg bei der Anrede Quellens Titel nicht benutzt hatte. „Gehen Sie.“

Brogg grinste böse und ging hinaus. Er schloß die Tür sorgfältig hinter sich. Quellen saß auf seinem Pneumostuhl und schüttelte den Kopf. Jetzt saß er in der Klemme. Wenn es ihm nicht gelang, Lanoy herbeizuschaffen, würde es ihm an den Kragen gehen. Fing er dagegen den Mann ein zweites Mal, so würde der alles ausplaudern. Und in beiden Fällen würde das sein Ende sein.

Er ging auf Zehenspitzen durch sein Vorzimmer, wo Brogg ihn mit sichtlichem Interesse musterte, schlüpfte auf die überfüllte Straße hinaus und nahm sich die erste Taxe zu seiner Wohnung. Es war gut, wieder allein zu sein. Er wanderte eine Weile ziel- und planlos herum und trat dann vor den Transmat.

Er brauchte nur hindurchzutreten, und er würde wieder in Afrika sein, an dem kleinen Fließchen mit den Krokodilen am Ufer. Sie würden ihn nie dort finden, und er würde

den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden verbringen können.

Aber würde er das wirklich tun können ...?

Nein, dachte er, denn Brogg wußte ja um sein Geheimnis!

Außerdem fühlte er so etwas wie eine neue Empfindung in sich – das Gefühl, ein Auserwählter zu sein, eine Art Märtyrer der Überfüllung. Er schob die Hände in die Taschen und blieb vor dem Transmat stehen. In Gedanken wog er die Folgen seines Handelns ab. Eine Welt, für die er nichts konnte, hatte Lanoy gesagt.

Alle Schuld wick von ihm. Sollte Koll doch das Durcheinander aufklären, dachte Quellen. Er selbst würde Lanoy aufsuchen und sich in die Vergangenheit versetzen lassen ...

Er hatte es getan.

Ein Wirbel von Farben und Empfindungen umfing ihn, und Quellen hatte das Gefühl, als hätte man sein Innerstes nach außen gekehrt. Er schwebte auf einer purpurroten Wolke über irgendeiner nicht genau erkennbaren Gegend, und er fiel.

Er landete auf einem langen grünen Teppich und blieb einen Augenblick liegen.

Eine Handvoll von dem Teppich riß in seiner Faust ab. Er sah es mit verblüffter Miene an.

Gras.

Der saubere Duft der Luft traf ihn wie ein Schock. Es roch wie ein Zimmer voller Sauerstoff, aber das war Natur.

Quellen rappelte sich auf. Der Grasteppich reichte nach allen Richtungen, und vor ihm lag ein grünes Baumdickicht.

Er hatte in Afrika schon Bäume gesehen. In Appalachia

gab es keine. Er blickte sich um. Ein kleiner grauer Vogel schwebte von einem überhängenden Zweig herunter und begann, ohne vor Quellen Angst zu haben, sein Lied zu trällern.

Er fragte sich, wie lange Koll und Brogg wohl nach ihm suchen würden, und ob Brogg sich mit Lanoy anlegen würde. Hoffentlich nicht, denn Brogg war ein Schurke, und Lanoy trotz seiner schlechten Manieren ein Ehrenmann.

Quellen begann auf den Wald zuzugehen. Er würde einen Fluß suchen und sich daneben ein Haus bauen, beschloß er. Er würde sich das Haus so groß machen, wie er Lust hatte.

Er empfand keinerlei Schuldgefühl. Er hatte nicht in die Welt gepaßt, in die das Schicksal ihn gesteckt hatte – und jetzt hatte er durch Lanoy seine zweite Chance bekommen.

Zwei Rehe kamen aus dem Wald gesprungen. Quellen empfand Angst. Er hatte noch nie Tiere von dieser Größe gesehen. Sie verschwanden in munteren Sprüngen in der Ferne.

Quellen war nach Singen zumute, als die frische, süße Luft in seine Lungen strömte. Marok, Koll, Spanner, Brogg. Sie begannen ineinander zu verschwimmen. Der gute alte Lanoy, dachte er. Er hat doch sein Wort gehalten.

Die Welt gehört mir, dachte Quellen. Jetzt bin ich also auch ein Springer – und ich habe den größten Sprung von allen gemacht.

Ein hochgewachsener rothäutiger Mann trat aus dem Wald und blieb neben einem Baum stehen, um Quellen würdevoll anzusehen. Er trug einen Lederschurz, ein Paar Sandalen – und das war alles, abgesehen von der Schmuckfeder in seinem Haar.

Der rothhäutige Mann musterte Quellen einen Augenblick und hob dann seinen Arm in einer Geste, die Quellen nicht mißverstehen konnte. Ein warmes Gefühl der Kameradschaft erfüllte Quellen.

Er ging lächelnd und mit erhobener Hand auf den Roten zu.

Der Empath (WARM MAN)

Niemand wußte genau, wann Mr. Hallinan in New Brewster einzog. Lonny Dewitt, der es eigentlich hätte wissen müssen, bestätigte, daß M. Hallinan am 3. Dezember um 3.30 Uhr nachmittags starb, aber was den Tag seiner Ankunft betraf, konnte niemand eine genaue Angabe machen.

Es war einfach so, daß niemand in dem leeren Einfamilienhaus am Melonenhügel wohnte, und dann war er einfach da, bereit und willens, seine Freundlichkeit über die ganze Vorstadtgemeinschaft zu verbreiten.

Daisy Moncrieff, New Brewsters unermüdliche Gastgeberin, war die erste, die mit Mr. Hallinan Verbindung aufnahm. Vor zwei Tagen hatte sie in dem Haus am Melonenhügel Licht gesehen, und heute früh hatte sie beschlossen, sich die Neuankömmlinge näher anzusehen, um ihren Platz in der Gesellschaft von New Brewster zu bestimmen. Sie hüllte sich in einen leichten Schal – es war nämlich ein ziemlich kühler Oktobertag – verließ ihr Haus und begab sich zu Fuß die Copperbeech Straße bis zum Melonenhügel hinauf.

Der Name stand bereits auf dem Briefkasten: DAVIS HALLINAN. Das deutete darauf hin, daß die Neuankömmlinge doch schon längere Zeit hier wohnten, dachte Mrs. Moncrieff. Vielleicht waren sie sogar beleidigt, weil ihre Einladung erst so spät kam. Sie zuckte die Achseln und betätigte den Klopfer.

Ein hochgewachsener Mann in mittleren Jahren erschien und lächelte freundlich. So war Mrs. Moncrieff die erste Einwohnerin von New Brewster, die jener seltsamen Wärme teilhaftig wurde, die Davis Hallinan bis zu seinem seltsamen Tod in New Brewster ausstrahlte. Seine Augen waren groß, und ein warmes Licht glänzte in ihnen. Sein Haar war ergraut, und er trug es in einer langen gepflegten Mähne.

„Guten Morgen, ich bin Mrs. Moncrieff – *Daisy* Moncrieff, aus dem großen Haus unten an der Copperbeech Road. Sie müssen Mr. Hallinan sein. Darf ich hereinkommen?“

„Äh – bitte nicht, Mrs. Moncrieff. Hier sieht es noch chaotisch aus. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir auf der Terrasse bleiben?“

Er schloß die Tür hinter sich – später behauptete Mrs. Moncrieff, sie hätte das Innere des Hauses flüchtig gesehen und unbemalte Wände und staubbedeckte rohe Fußböden erblickt – und schob ihr einen rostigen Gartenstuhl zurecht.

„Ist Ihre Frau zu Hause, Mr. Hallinan?“

„Hier bin nur ich – ich bin alleinstehend.“

„Oh.“ Mrs. Moncrieff verstand es geschickt, mit einem Lächeln darüber hinwegzugehen, daß sie das höchst unpassend fand. In New Brewster war jedermann verheiratet.

Allein der Gedanke, daß ein Junggeselle oder ein Witwer sich hier niederlassen könnte, war seltsam ... aber eigentlich gar nicht unangenehm, fügte sie in Gedanken und über sich selbst überrascht hinzu.

„Der Zweck meines Kommens war, Sie für heute abend einzuladen, damit Sie ein paar von Ihren neuen Nachbarn kennenlernen – wenn Sie Zeit haben, heißt das. Ich gebe heute abend eine Cocktailparty, gegen sechs, und wir würden uns freuen, wenn Sie kommen würden.“

Seine Augen blitzten freundlich. „Aber natürlich, Mrs. Moncrieff. Ich freue mich jetzt schon darauf.“

*

Die „Hautevolee“ von New Brewster wartete schon kurz nach sechs voll Ungeduld im Hause der Moncrieff, aber es wurde beinahe 6.15 Uhr, bis Mr. Hallinan eintraf. Bis dahin war dank Daisy Moncrieffs Geschick als Gastgeberin schon jeder Anwesende mit etwas zu trinken und einer Anzahl Vermutungen über den geheimnisvollen Junggesellen am Berg versehen.

„Ich bin sicher, daß er ein Schriftsteller ist“, sagte Martha Weede zu Dudley Heyer. „Daisy sagt, er sei groß und gutaussehend und strahle geradezu Persönlichkeit aus. Vermutlich ist er nur für ein paar Monate hier – gerade lange genug, um uns alle kennen zu lernen, und dann wird er ein Buch über uns schreiben.“

„Hm, ja“, sagte Heyer. Er war Werbefachmann und fuhr jeden Morgen mit dem Vorortzug nach Ney York, wo er in der Madison Avenue tätig war. Er hatte ein Magenge-

schwür und war sich seiner Rolle als ‚Typ‘ sehr wohl bewußt. „Ja, dann wird er einen Roman über die vorstädtische Dekadenz schreiben, oder vielleicht auch ein paar beißende Essays für The New Yorker. Ich kenne den Schlag.“

In diesem Augenblick tauchte Daisy Moncrieff mit Davis Hallinan im Schlepptau auf, und die Unterhaltung verstummte abrupt, während alle Gäste ihm entgegenstarrten. Im nächsten Augenblick war die Gruppe sich ihres gemeinsamen *faux pas* bewußt und begann wieder zu plaudern, während Daisy sich zwischen ihren Gästen bewegte, um ihr Opfer vorzustellen.

„Dudley, das ist Mr. Davis Hallinan. Mr. Hallinan, ich möchte Ihnen Dudley Heyer, einen der talentiertesten Männer von New Brewster, vorstellen.“

„Ja? – Was machen Sie denn, Mr. Heyer?“

„Ich arbeite in der Werbung. Aber lassen Sie sich nichts erzählen – dazu gehört wirklich kein Talent. Nur einfach der Wunsch, das Publikum hinters Licht zu führen. Aber wie steht es mit Ihnen? Was machen *Sie* denn?“

Mr. Hallinan ging nicht auf die Frage ein. „Ich habe die Werbung immer schon für ein Feld gehalten, das schöpferische Initiative erfordert, Mr. Heyer. Aber ich habe natürlich nie aus eigener Anschauung ...“

„Nun, ich schon. Und ich sage Ihnen, es ist verheerend.“ Heyer spürte, wie sein Gesicht sich rötete, als hätte er bereits zuviel getrunken. Er wurde redselig und empfand Hallinans Anwesenheit seltsam beruhigend. Er beugte sich zu ihm herüber und meinte: „Nur zu Ihnen gesagt, Hallinan, ich würde mein ganzes Bankkonto dafür geben, einmal zu

Hause bleiben zu dürfen und zu *schreiben*. Nur schreiben. Ich würde gerne einen Roman schreiben. Aber ich habe nicht den Mumm dazu, das ist das Ärgerliche. Ich weiß, daß am nächsten Ersten wieder ein Scheck über vierzehnhundert Dollar auf meinem Schreibtisch liegt, und ich wage einfach nicht, das aufzugeben. Also schreibe ich meinen Roman nur hier oben im Kopf und ärgere mich.“ Er hielt inne und merkte, daß er zuviel gesagt hatte und daß seine Augen fiebrig glänzten.

Hallinan lächelte gütig. „Es ist immer traurig, ein verborgenes Talent zu sehen, Mr. Heyer. Ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück.“

In diesem Augenblick tauchte Daisy Moncrieff auf, hakte sich bei Hallinan ein und führte ihn weg. Heyer, wieder alleingelassen, blickte auf den flauschigen Teppich hinunter.

Warum habe ich ihm jetzt alles das gesagt? fragte er sich. Eine Minute nachdem er Hallinans Bekanntschaft gemacht hatte, hatte er seinen größten Kummer auf ihn abgeladen – etwas, das er noch keinem Menschen in ganz New Brewster, nicht einmal seiner Frau, anvertraut hatte.

Und doch – es hatte irgendwie eine *@kathartische* Wirkung auf ihn gehabt, dachte Heyer. Hallinan hatte seinen ganzen Kummer und seinen inneren Kampf sozusagen in sich aufgesogen, und Heyer fühlte sich jetzt erleichtert und gereinigt.

*

Lys und Leslie Erwin befanden sich wie gewöhnlich an den entgegengesetzten Enden des Saales. Mrs. Mon-

crieff stieß zuerst auf Lys und stellte ihr Mr. Hallinan vor.

Lys sah ihn an und zog sich impulsiv das Kleid höher. „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Hallinan. Ich möchte Ihnen gern meinen Mann vorstellen. *Leslie!* Würdest du ‘mal herkommen, bitte?“

Leslie Erwin kam näher. Er war zwanzig Jahre älter als seine Frau und Träger der schönsten Hörner in ganz New Brewster, wie allgemein bekannt war – ein Gehörn übrigens, das beinahe jede Woche ein paar neue Spitzen bekam.

„Les, das ist Mr. Hallinan. Mr. Hallinan, ich darf Ihnen meinen Mann vorstellen.“

Mr. Hallinan verbeugte sich höflich vor beiden. „Sehr erfreut.“

„Ebenfalls“, nickte Erwin. „Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden ...“

„Das Ekel“, sagte Lys Erwin, als ihr Ehegespons sich an seinen Platz an der Bar zurückgezogen hatte. „Ich glaube, er würde sich lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als zwei Minuten mit mir in der Öffentlichkeit gesehen zu werden.“ Sie sah Hallinan verbittert an. „Verdiene ich diese Behandlung vielleicht?“

Mr. Hallinan runzelte mitfühlend die Stirn. „Haben Sie Kinder, Mrs. Erwin?“

„Ha! Das würde er nie wollen – bei *meinem* Ruf! Bitte entschuldigen Sie mich, ich habe vielleicht etwas zu viel getrunken.“

„Ich verstehe, Mrs. Erwin.“

„Ich weiß. Seltsam, ich kenne Sie kaum, und doch kann

ich Sie gut leiden. Sie scheinen mich wirklich zu verstehen.“ Sie griff nach seinem Ärmel. „Ich brauche Sie nur anzusehen, da weiß ich schon, daß Sie mich anders einschätzen als die anderen. Ich bin nicht wirklich *schlecht*, oder? Ich *langweile* mich nur maßlos.“

„Langeweile ist ein großes Übel“, stellte Mr. Hallinan fest.

„Das kann man wohl sagen. Und Leslie hilft mir in dieser Beziehung wirklich gar nicht. Immer seine Zeitung – und wenn er einmal nicht liest, dann redet er mit seinem Makler.“ Sie sah sich um. „In einer Minute wird man anfangen, über uns zu reden, Mr. Hallinan. Jedesmal, wenn ich mich mit einem Mann unterhalte, fangen sie an zu flüstern. Aber Sie müssen mir etwas versprechen ...“

„Wenn ich kann.“

„Irgendwann – bald – müssen wir einmal zusammenkommen. Ich möchte mit Ihnen *sprechen*. Gott, ich möchte mit jemandem sprechen – jemand, der wirklich versteht, weshalb ich so bin. Wollen Sie?“

„Aber natürlich, Mrs. Erwin. Bald.“ Er löste sachte ihre Hand von seinem Ärmel, hielt sie einen Augenblick fest und ließ sie dann los. Sie lächelte ihm hoffnungsvoll zu, und er nickte.

„Aber jetzt muß ich die anderen Gäste kennenlernen. Es war mir ein Vergnügen, Mrs. Erwin.“

Er ging weiter und ließ Lys mitten im Saal stehen. Sie atmete tief ein und zog sich das Kleid wieder etwas weiter herunter.

Wenigstens ist ein vernünftiger Mann in dieser Stadt, dachte sie. An Hallinan war etwas so – so Gütiges, Freundliches, Verständnisvolles.

Verständnis – das ist es, was ich brauche. Sie fragte sich, ob sie wohl nachmittags dem Haus auf dem Melonenhügel einen kleinen Besuch abstatten konnte, ohne daß es einen zu großen Skandal gab.

*

Mr. Hallinan erfuhr inzwischen von Martha Weede, wie sie ihren Mann um seine Intelligenz beneidete, und Lys Erwin hatte unterdessen Gelegenheit, Dudley Heyer zu sagen, daß Mr. Hallinan ein sehr freundlicher und verständnisvoller Mensch sei. Und Heyer, der noch nie an jemand ein gutes Haar gelassen hatte, stimmte zu.

Und später, während Mr. Hallinan von Leslie Erwin sich ein Klagelied über die eheliche Untreue seiner Frau anhörte, sagte Martha Weede zu Lys Erwin, „er ist so sanft – beinahe wie ein Heiliger.“

Und während Harold Dewitt seiner Angst Ausdruck verlieh, daß sein schweigsamer neunjähriger Sohn Lonny in irgendeiner Beziehung nicht ganz normal war, weil er gar nicht den richtigen Kontakt zu seinen Spielgefährten fand, meinte Leslie Erwin gegenüber Daisy Moncrieff: „Der Mann ist bestimmt ein Psychiater. Er weiß, wie man mit einem Menschen spricht. Binnen zwei Minuten habe ich ihm meinen ganzen Kummer erzählt. Ich fühle mich jetzt wie erneuert.“

Mrs. Moncrieff nickte. „Ich weiß, was Sie meinen. Als ich ihn heute morgen einlud, unterhielten wir uns eine Weile auf seiner Terrasse.“

„Nun“, meinte Erwin, „wenn er Psychiater ist, wird er hier eine Menge Arbeit finden. Hier gibt es doch keinen

einzigsten Menschen, der nicht seinen kleinen Tick hat. Nehmen Sie zum Beispiel Heyer dort drüben – der hat seine Magengeschwüre auch nicht aus reinem Glück bekommen. Und dieser Hohlkopf Martha Weede – mit einem Professor von der Columbia Universität verheiratet, der nicht weiß, worüber er mit ihr reden soll. Und meine Frau ist natürlich auch eine ziemlich konfuse Person.“

„Wir haben alle unsere Probleme“, seufzte Mrs. Moncrieff. „Aber mir ist jedenfalls viel wohler, seit ich mit Mr. Hallinan gesprochen habe. Ja, *viel* besser.“

*

Als Lys am nächsten Morgen aufwachte, war ein Teil der seltsamen Abgeklärtheit des vergangenen Abends von ihr gewichen. *Ich muß mit Mr. Hallinan reden*, dachte sie.

Sie war am vergangenen Abend mit ihrem Mann nach Hause gefahren und sogar einigermaßen höflich zu ihm gewesen. Und Leslie seinerseits war das auch gewesen. Es war direkt ungewöhnlich.

„Dieser Hallinan“, hatte er gesagt, „ein großartiger Bursche.“

„Du hast auch mit ihm gesprochen?“

„Hm. Habe ihm eine Menge erzählt. Vielleicht sogar zuviel. Aber mir ist seitdem wohler.“

„Seltsam“, sagte sie, „mir auch. Ein eigenartiger Mensch, nicht? Wandert auf der Party herum und hört sich die Wehwehchen von jedem an. Gestern abend hat man ihm bestimmt sämtliche Neurosen von ganz New Brewster auf den Rücken geladen.“

„Schien ihn aber nicht zu bedrücken. Je mehr er mit den Leuten sprach, desto freundlicher und gelöster kam er mir vor. Auf uns hat er ja auch seine Wirkung gehabt. Du siehst ganz entspannt aus, Lys, besser als seit Monaten.“

„Das bin ich auch. All das Häßliche und Böse ist von mir genommen.“

Und so hatte sie sich auch noch am nächsten Morgen gefühlt. Lys wachte auf, blinzelte, blickte auf das leere Bett neben sich. Leslie war schon lange auf dem Weg zur Stadt. Sie wußte, daß sie wieder mit Hallinan sprechen mußte. Sie war noch nicht alles losgeworden. Da war immer noch etwas von dem Gift in ihr, das unter Mr. Hallinans Wärme dahinschmelzen würde.

Sie zog sich ungeduldig an, braute sich einen Kaffee und ging aus dem Haus; die Copperbeech Road hinunter, am Haus der Moncrieffs vorbei, wo Daisy und ihr steifer Mann Fred damit beschäftigt waren, die Aschenbecher vom vergangenen Abend auszuleeren, und dann den Melonenhügel hinauf zu dem kleinen Häuschen.

Mr. Hallinan kam in einem karierten Morgenmantel an die Tür. Er wirkte ziemlich müde, beinahe verkatert. Die Lider seiner dunklen Augen waren geschwollen, und auf seinen Wangen war ein leichter Anflug von Stoppeln zu sehen.

„Ja, Mrs. Erwin?“

„Oh – guten Morgen, Mr. Hallinan. Ich – ich wollte Sie sprechen. Ich hoffe, ich störe Sie nicht – das heißt ...“

„Schon gut, Mrs. Erwin. Aber ich bin leider wirklich noch sehr müde von gestern abend, und ich wäre jetzt bestimmt kein besonders guter. Gesellschafter.“

„Aber Sie sagten doch, Sie würden heute allein mit mir

sprechen. Und – oh, da ist noch soviel, was ich Ihnen sagen muß.“

Ein Schatten von – Furcht, Panik, Angst? – strich über sein Gesicht. „Nein“, sagte er hastig. „Nicht noch mehr – nicht jetzt. Ich muß heute ruhen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie erst am Mittwoch wiederkämen?“

„Aber natürlich nicht, Mr. Hallinan. Ich möchte wirklich nicht stören.“

Sie wandte sich um und ging den Hügel hinab. *Er hat gestern abend zuviel von unseren Sorgen in sieb aufgenommen, dachte sie. Er hat sie aufgesogen wie ein Schwamm, und heute muß er sie verdauen ...*

Oh, was denke ich?

Sie erreichte den Fuß des Hügels, wischte sich ein paar Tränen aus den Augen und ging schnell nach Hause.

*

Und das entwickelte sich in New Brewster zu einer Routine. In den sechs Wochen bis zu seinem Tode war Mr. Hallinan eine feste Einrichtung bei allen Zusammenkünften der Gesellschaft – stets makellos gekleidet, stets mit einem freundlichen Lächeln um die Lippen, stets imstande, die geheimen Triebe und Ängste, die in den Seelen seiner Nachbarn lauerten, hervorzuholen.

Und jedesmal am Tage nach solchen Veranstaltungen war Mr. Hallinan nicht zu sprechen und wies freundlich, aber fest, einen jeden Besucher ab. Was er allein in dem Haus auf dem Melonenhügel tat, wußte niemand. Im Laufe

der Zeit wurde den Leuten bewußt, daß niemand besonders viel über Mr. Hallinan wußte.

Er kannte sie alle, das schon, wußte um den einen Ehebruch vor zwanzig Jahren, der heute noch auf Daisy Moncrieffs Gewissen lastete, kannte den Schmerz, der in Dudley Heyers Herz wühlte, den blassen Neid, der in Martha Weede glitzerte, die Einsamkeit Lys Erwins und die Wut ihres Mannes – all dies und noch vieles andere wußte er, aber von ihm wußte niemand mehr als seinen Namen.

Gegen Ende November erlebten einige Mitglieder der Gemeinschaft, wie sich ihre Gefühle für Mr. Hallinan plötzlich umkehrten – vielleicht weil sie seines dauernden Mitgeföhls für ihre Sorgen müde waren. Dudley Heyer, Carl Weede und einige andere Männer waren es, die diesen Umschwung einleiteten.

„Ich traue dem Burschen einfach nicht“, sagte Heyer. Er klopfte die Asche aus seiner Pfeife. „Er lungert dauernd herum und hört sich den Klatsch an und bringt die schmutzige Wäsche zum Vorschein – aber wofür zum Teufel? Was hat er denn davon?“

„Vielleicht möchte er ein Heiliger werden und übt schon darauf“, bemerkte Carl Weede ruhig. „Selbstverleugnung.“

„Die Frauen schwören ja alle auf ihn“, sagte Leslie Erwin. „Lys hat sich völlig verändert, seit er hier ist.“

„Das kann man wohl sagen“, meinte Aiken Muir trocken, und alle lachten – Leslie eingeschlossen, der die Spitze wohl bemerkt hatte.

„Ich weiß nur, daß ich es gründlich satt habe, diesen Beichtvater um mich herum zu haben“, sagte Heyer. „Ich behaupte, daß er doch irgendein privates Motiv mit diesem

Getue verfolgt. Wenn er uns genügend ausgepumpt hat, wird er ein Buch schreiben, und ganz Amerika wird über New Brewster reden. Ich habe jedenfalls mit meiner Frau gesprochen, und er bekommt keine Einladung zu unserer Party am Montag.“

*

Auf der Party der Heyers am Montag herrschte eine seltsame Kälte. Die üblichen Leute waren da – alle außer Mr. Hallinan. Die Party wurde kein Erfolg. Einige, die nicht wußten, daß Mr. Hallinan nicht eingeladen worden war, warteten voll Hoffnung darauf, mit ihm sprechen zu können und gingen tatsächlich früher weg, als ihnen klar wurde, daß er nicht kommen würde.

„Wir hätten ihn einladen sollen“, sagte Ruth Heyer, nachdem der letzte Gast gegangen war.

Heyer schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin froh, daß wir es nicht getan haben.“

„Aber dieser arme Mann war ganz allein in seinem Haus, während wir uns hier vergnügten. Du meinst doch nicht, daß er beleidigt sein wird? Ich meine – uns jetzt von sich aus schneiden wird?“

„Das ist mir egal“, sagte Heyer finster.

Sein Mißtrauen Mr. Hallinan gegenüber verbreitete sich über das ganze Gemeinwesen. Zuerst waren es die Muirs, dann die Harkers, die Heyers Beispiel folgten und ihn nicht einluden. Er machte immer noch seine üblichen nachmittäglichen Spaziergänge, und wer ihn traf, bemerkte einen seltsam gequälten Ausdruck in seinem Gesicht, wenn er

auch immer noch freundlich lächelte und keinerlei verbitterte Bemerkungen machte.

*

Und dann nahmen sich am 3. Dezember, einem Mittwoch, Roy Heyer, neun Jahre alt und Philip Moncrieff, zehn Jahre alt, Lonny Dewitt, seinerseits neun Jahre alt, unmittelbar außerhalb der Schule von New Brewster vor. Mr. Hallinan tauchte gerade am anderen Ende der Straße auf.

Lonny war ein seltsamer schweigsamer Junge, die Verzweiflung seiner Eltern und der ewige Prügelknabe seiner Klassenkameraden. Er war zurückhaltend, redete nur wenig, wurde meist in irgendeine Ecke gedrängt und blieb dann auch dort. Die Leute schüttelten den Kopf, wenn sie ihn auf der Straße sahen.

Roy Heyer und Philip Moncrieff hatten beschlossen, Lonny heute zum Reden zu bringen.

Sie schlugen ein paar Minuten auf ihn ein, dann sahen sie Mr. Hallinan kommen und rannten davon. Ihr Opfer blieb leise weinend auf der Schultreppe liegen.

Lonny blickte auf, als der Mann nähertrat.

„Haben sie dich geschlagen, wie? Ich sehe sie davonlaufen.“

Lonny weinte weiter. Er dachte: *an diesem Mann ist etwas Eigenartiges. Aber er will mir helfen, will freundlich zu mir sein.*

„Du bist Lonny Dewitt, denke ich. Warum weinst du? Komm, Lonny, hör auf zu weinen. Sie haben dir doch nicht so weh getan.“

„Ich mag nicht reden“, sagte Lonny.

„Aber ich bin dein Freund. Ich will dir helfen.“

Lonny sah genauer hin und spürte plötzlich, daß der Mann die Wahrheit sagte. Er wollte Lonny helfen. Mehr als das, er *mußte* Lonny helfen. Verzweifelt. Er bettelte förmlich. „Sag mir, weshalb du weinst“, bat Mr. Hallinan noch einmal.

Okay, dachte Lonny, ich will es dir sagen!

Und er öffnete die Schleusen. Neun Jahre der Unterdrückung und der Qual ergossen sich in einer einzigen Woge über Hallinan.

Ich bin allein, und sie hassen mich, weil ich alles mit dem Kopf mache! Sie verstehen mich nicht, und sie denken, ich bin seltsam, sie hassen mich! Ich sehe, wie sie mich ansehen, und sie denken seltsame Dinge über mich, weil ich mit meinem Geist zu ihnen sprechen will und sie nur Worte hören können, und ich hasse sie, hasse sie, hasse, hasse ...

Lonny hielt plötzlich inne. Er hatte alles herausgelassen, und jetzt war ihm besser. Er war von all dem Gift, das er seit Jahren in sich herumgetragen hatte, gereinigt. Aber Mr. Hallinan sah seltsam aus. Er war ganz bleich, und er taumelte.

Bestürzt tastete Lonny mit seinem Geist nach dem großen Mann. Und hörte:

Zu viel, viel zuviel. Hätte nie dem Jungen nahekommen dürfen. Welch eine Ironie des Schicksals: ich, der perfekte Empath, der Mann, den ein innerer Zwang zum Mitfühlen treibt, von einem Kind, das senden mußte, überladen und ausgebrannt!

... wie wenn man einen Hochspannungsdraht anfäßt!

... er, der telepathische Sender! Ich, der telepathische Empfänger!

Aber der Sender war zu stark!

Und seine letzten bitteren Gedanken: *Ich – war – ein – Bluteigel ...*

„Bitte, Mr. Hallinan“, sagte Lonny laut. „Werden Sie nicht krank. Ich will Ihnen noch mehr sagen. Bitte, Mr. Hallinan!“

Schweigen.

Lonny empfing noch ein paar wortlose Begriffe und wußte, daß er den ersten Menschen gefunden und verloren hatte, der wie er war.

Mr. Hallinans Augen schlossen sich, und er fiel vornüber auf die Straße. Lonny wußte, daß es vorbei war, und daß er und die Leute von New Brewster nie wieder mit Mr. Hallinan sprechen würden. Aber nur um ganz sicherzugehen, griff er nach Mr. Hallinans schlaffem Handgelenk.

Er ließ es sofort wieder los. Das Gelenk fühlte sich wie ein Eisklumpen an. Eisig kalt. Lonny blickte den Toten starr an.

„Ach – das ist ja der liebe Mr. Hallinan“, sagte eine Frauenstimme. „Ist er ...“

Und Lonny, der die Rückkehr der Einsamkeit spürte, begann wieder leise zu weinen.

– ENDE –

Als TERRA-Sonderband 68 erscheint:

Die Stadt im Meer

(THE CITY IN THE SEA)

von Wilson Tucker

bekannt durch SF-Romane wie: „Das endlose Schweigen“ (Terra-Sonderband 4), „Der Unheimliche“ (Terra-Sonderband 15), „Die Zeitbombe“ (Terra-Sonderband 29) u. a. m.

Der große, bronzehäutige Fremde kam von den blauen Bergen herabgestiegen. Er kam aus einem Gebiet, das seit der schon lange zurückliegenden Atomkatastrophe für die Leute von West-Somerset zu einem weißen Fleck auf der Landkarte geworden war.

Aber als die Frauen, die West-Somerset regierten, den Fremden sahen und von dem Land erfuhren, aus dem er stammte, da unternahmen sie den großen Treck zur Stadt im Meer ...

„Die Stadt im Meer“ ist die Geschichte einer seltsamen Expedition voller Gefahren und Wunder.

„Die Stadt im Meer“ ist eine Rarität in der SF-Literatur – ein Roman mit ausgesprochen menschlicher Note, ein Roman, in dem Menschen und deren Emotionen die Hauptrolle spielen, und nicht Maschinen!

Wieder ein Terra-Sonderband von Moewig-Klasse! Sie erhalten ihn in Kürze bei Ihrem Zeitschriftenhändler und im Bahnhofsbuchhandel. Preis 1,- DM.